

Thomas Weiss

**Hinter dem
Lichtkreis**

Kurzgeschichten



Thomas Weiss

Hinter dem Lichtkreis

Kurzgeschichten

© Thomas Weiss, Wien 2020

Das Copyright für die Textbeiträge und die Bilder liegt bei Thomas Weiss. Die Vervielfältigung und Verbreitung einzelner Texte/Fotos ist nur mit Zustimmung des Autors erlaubt.

Das eBook in seiner Gesamtheit darf kostenlos verbreitet werden. Auf Websites darf es zum Download angeboten werden, sofern diese keine pornografischen, rassistischen, gewaltverherrlichenden oder ähnlichen Inhalte enthalten. Nicht erlaubt ist eine kommerzielle/gewerbliche Verwendung oder eine inhaltliche Veränderung des eBooks.

Für die beiden Sonnenkinder
Jennifer und Adina

An dieser Stelle möchte ich Christian von Kamp für die Gestaltung und Erstellung des eBooks danken.

Inhaltsverzeichnis

Hinweis des Autors.....	7
Adina und der Feenkristall.....	9
Der alte Mann und die Raben.....	17
Der gebrochene Schal.....	22
Die Blumenkasten-Elfe.....	24
Die kleine Taube und ihr Freund, der Kormoran.....	30
Die Letzte ihrer Art.....	35
Elfenkind.....	37
Emily und das Weihnachtswunder.....	43
Hollyann.....	48
Petra erinnert sich an das Leben.....	50
Schwanenhoffnung.....	54
Das Lächeln der Trauerweide.....	57
Das Mädchen und der Schmetterling.....	60
Adagio für eine Gans.....	61

Hinweis des Autors

Liebe Leserin, lieber Leser!

Meine Geschichten sind allesamt aus einer entsprechenden Emotion heraus entstanden. Aspekte wie Liebe, Licht, Harmonie, Hoffnung und Freundschaft sollen dabei neben den jeweiligen Protagonisten die Hauptrolle spielen. Bis auf „Adina und der Feenkristall“ sind alle Geschichten mehr oder weniger für Erwachsene gedacht. Manche Texte sind eher skizzenhaft angelegt, andere dagegen erscheinen mehr in der Form einer kurzen Erzählung oder eines Märchens. Allen gemeinsam ist jedoch, dass sie meiner Intention folgen, Emotionen wie Freude und Liebe zu vermitteln und Herzen zu erwärmen. In diesem Sinne wünsche ich viel Vergnügen bei der Lektüre!

Das Licht ist Maß und Zahl der Jahreszeiten,
der Tage und all unserer Zeit.

Pseudo Dionysius Areopagita

Adina und der Feenkristall

Es war einmal eine kleine Prinzessin, die zusammen mit ihren Eltern in einem schönen Schloss am Rande eines großen Waldes lebte. Der Name der Prinzessin war Adina und ihre Eltern regierten als König und Königin das Reich mit Güte, Milde und Bedacht. Adina liebte es, im Schlosspark zu spielen, wo es immer wieder Interessantes zu entdecken gab. Gerne traf sie sich auch mit dem Schlossgärtner und seiner Frau, welche auf Adinas Fragen immer eine Antwort hatten. Am liebsten stellte sie den beiden Fragen über Fabelwesen, weil sie diese sehr mochte. Während der Gärtner meinte, die gäbe es doch gar nicht, war seine Frau der festen Überzeugung, dass es sie sehr wohl gäbe und die Wälder voll von ihnen seien. Einmal fragte Adina die Gärtnerin, ob sie wüsste, wie Einhörner aussehen. „Einhörner sehen aus wie eine Mischung aus einem Pferd und einer Ziege, aber schneeweiß und wunderschön“, meinte darauf die kluge Gärtnerin. „Und außerdem, und das merke dir gut, meine liebe Prinzessin, haben sie jeweils zwei Zehen, sind also Paarhufer und nicht Einhufer wie die Pferde!“, fügte sie rasch hinzu. „Ach was!“, der Gärtner schüttelte den Kopf, „Es gibt keine Einhörner! Und wenn es sie gäbe, dann würden sie eher einem Pferd gleichen, bis auf das Horn!“ Dabei fuchtelte er mit seinen mit Erde verschmierten Händen herum und Adina musste lachen. Sie mochte die beiden wirklich sehr, auch wenn sie es schade fand, dass der Gärtner nicht an Fabelwesen glaubte.

Eines Tages, Adina saß gerade auf der großen Wiese im Schlosspark und betrachtete Blumen, verfinsterte sich plötzlich der Himmel. Dunkle Wolken, die nichts Gutes verhiessen, zogen heran und Adina dachte sich, dass das keine gewöhnlichen Wolken sein konnten. Irgendwie waren sie anders als normale Wolken und sie fühlte sich auf einmal sehr unwohl. Sie rannte hinüber zum Gärtnerhäuschen, in der Hoffnung dort jemanden anzutreffen. Zu ihrer Verwunderung sah sie aber niemanden und so beschloss sie, zurückzulaufen ins Schloss zu ihren Eltern. Auf dem Weg wurde der Himmel immer dunkler und ein dumpfes, ungewöhnliches Donnernrollen war zu hören. Adina hatte jetzt große Angst. Auf der Treppe zum Schloss blieb sie stehen, ihr Herz pochte wie wild. Was sie sah, raubte ihr den Atem. Am Ende der Treppe, wo die große Terrasse zum Schlosseingang lag, standen ihre Eltern und hinter ihnen ein paar der Wachen. Sie unterhielten sich mit jemandem, der ihnen gegenüber stand. Er trug einen langen, blauen Mantel und einen spitzen, ebenfalls blauen Hut. In der Hand hielt er einen sehr langen, krummen Stab und neben ihm stand ein kleiner Kerl mit spitzen Ohren. Adina hörte, wie der seltsame Mann mit seiner tiefen und rauen Stimme sprach: „Ich bin der Zauberer Andronicus Gundermann. Ihr werdet mir euer Schloss überlassen und verschwinden. Versucht nicht, mich anzugreifen. Es könnte euch schlecht dabei ergehen!“ Adinas Vater, der König, ging ein paar Schritte auf den Fremden zu und

sagte: „Was fällt euch ein? Macht euch fort von hier, geht zurück in euer Schattenreich, unser Schloss werdet ihr nie bekommen!“ Der Zauberer aber lachte nur und rief nun mit Ehrfurcht gebietender Stimme: „Meine Macht ist viel größer als ihr euch vorstellen könnt! Da ihr aber nicht hören wollt, müsst ihr jetzt fühlen!“ Die Schlosswächter stellten sich um den König und hoben ihre Hellebarden, aber sie kamen nicht dazu, den Zauberer und seinen kleinen, seltsamen Begleiter festzunehmen. Andronicus Gundermann hob seinen Stab und sprach eine Zauberformel. Blitze zuckten und ein lauter Knall war zu hören. Adina traute ihren Augen nicht. Sie sah, wie ihre Eltern und die Wachen plötzlich ganz blass aussahen, als wären sie aus Stein. Sie waren tatsächlich in der Bewegung erstarrt. Der Zauberer hatte sie zu Stein werden lassen.

Die kleine Prinzessin fasste all ihren Mut zusammen und rief: „Was hast du mit Mama und Papa und all den anderen gemacht? Verwandle sie wieder zurück!“ Da drehte sich der Zauberer zu ihr. „Was haben wir denn da? Eine kleine freche Göre!“ Er hob abermals seinen Zauberstab und zeigte damit in ihre Richtung. Adina, die wusste, dass er auch sie gleich verwandeln würde, sprang die Stufen hinunter und lief durch den Schlosspark in den Wald. Der Blitz aus des Zauberers Stab verfehlte sie nur knapp und sie hörte den Alten fluchen: „Verflixt! Hiergeblieben!“ Doch Adina war schneller und so war sie im Nu im Wald angekommen und damit vorerst in Sicherheit. Sie lief immer tiefer in das Gehölz. Sie rannte so schnell sie konnte. Irgendwann blieb sie erschöpft stehen und setzte sich unter eine alte Eibe, wo sie in Tränen ausbrach. Sie war verzweifelt und wusste nicht, was sie tun sollte. „Vielleicht war es falsch, davonzulaufen“, dachte sie sich. Aber wenn sie geblieben wäre, hätte der Zauberer auch sie in Stein verwandelt. Während sie so nachdachte, schlief sie ein.

Adina schlief tief und fest und unter der alten Eibe schien sie, vorerst zumindest, sicher zu sein. Nach einiger Zeit fuhr sie aus dem Schlaf. Irgendwas hatte sie berührt und ihr in die Ohren geschnaubt. Sie öffnete schlagartig die Augen und sah einen riesigen Elch vor sich stehen, der sie verwundert ansah. „Lass mich in Ruhe!“, fuhr sie den Elch an. Das große Tier blieb ganz ruhig und sprach: „Aber ich tue dir doch nichts, liebes Mädchen.“ „Du kannst ja sprechen!“, brach es aus Adina heraus, die nie zuvor ein Tier sprechen gehört hatte. „Natürlich kann ich sprechen. Warum sollte ich das nicht können? Du kannst ja auch sprechen“, sagte der Elch. Adina, die noch immer sehr verwundert war, entgegnete: „Ich bin ein Mensch und Menschen sprechen eben. Aber Tiere ...“ „Genug jetzt davon!“, unterbrach sie der große Waldbewohner mit seiner ruhigen Stimme, „Wir haben jetzt festgestellt, dass ich sprechen kann. Was aber viel wichtiger ist, ist die Frage, was du hier machst und warum der Himmel so seltsam dunkel ist. Weißt du, was da vor sich geht?“ „Der böse Zauberer Andronicus Gundermann hat meine Eltern und wahrscheinlich alle anderen auch, die im Schloss leben, in Steine verwandelt“, antwortete die kleine Prinzessin und brach dabei abermals

in Tränen aus. „Ach weine doch nicht! Es wird alles gut werden!“, tröstete sie der Elch. Er blickte durch das Geäst der Bäume hinauf zu den Wolken, die inzwischen noch düsterer geworden waren. „Andronicus Gundermann ... Gundermann ...“, er wiederholte den Namen des Zauberers ein paarmal und dachte dabei angestrengt nach. „Ich glaube, ich habe von ihm gehört. Er bewohnt, soweit ich weiß, einen Turm weit oben im Norden. Aber warum er jetzt euer Schloss in Besitz genommen hat, ist mir ein Rätsel. Bist du eine Prinzessin?“, fragte der Elch Adina. „Ja, bin ich“, schluchzte das Mädchen, „Und ich werde meine Eltern nie wiedersehen“, fügte sie hinzu. Dem Elch tat Adina sehr leid. Nach kurzem Nachdenken sagte er: „Pass auf, ich weiß was! Wir werden Rat suchen bei der Fee Finia. Sie ist sehr weise, sehr mächtig und sie lebt nicht allzu weit von hier an einem See. Ich bin übrigens Smott, der Elchbock. Komm, steig auf meinen Rücken, ich trage dich!“ Adina wischte sich die Tränen aus dem Gesicht, lächelte ein wenig und sprach: „Sehr erfreut, Smott! Glaubst du wirklich, dass uns diese Fee weiterhelfen kann, den bösen Zauberer vom Schloss zu verjagen und alle zurückzuverwandeln?“ „Na klar kann sie das, schließlich ist sie eine gute Fee!“, versicherte Smott und kniete mit den Vorderläufen nieder. „Komm, steig jetzt auf! Von der Wurzel aus kannst du es schaffen.“ Adina kletterte auf seinen Rücken und die beiden machten sich auf den Weg. Er kümmerte sich um sie und suchte Beeren und Früchte, die Adina mit Genuss verspeiste. „So gefälltst du mir schon besser, kleine Prinzessin!“, bemerkte der Elch, als Adina genüsslich ein paar Heidelbeeren naschte.

Am Abend begann es zu regnen und die Prinzessin fror. Da bat Smott sie abzustiegen. Sie setzte sich auf den Boden und umschlang mit den Armen ihre angewinkelten Knie. Es fröstelte sie. Der Elch legte sich zu ihr auf den Boden. „Kuschel dich eng an mich, so wird dir nicht kalt“, bot ihr der Elch an. Sie schmiegte sich eng an ihn und tatsächlich wurde ihr gleich warm. So schlimm auch alles war, bei Smott fühlte sie sich geborgen und sie dachte über die Fee nach. Würde sie wirklich helfen können? Dann schlief Adina ein. Am nächsten Morgen, der Regen hatte aufgehört, stand sie auf und streckte sich. Nach einem kleinen Frühstück, welches wieder aus ein paar Beeren bestand, machten sich die beiden abermals auf den Weg. Es konnte jetzt nicht mehr allzu weit sein bis zum See und damit zu Finia, der guten Fee. Und tatsächlich, nach ein paar Stunden gelangten sie an das Ufer eines großen Sees, der von Bergen umgeben war. „Ist das der See, wo die gute Fee wohnt?“, fragte Adina den Elch, welcher antwortete: „Ja, wir sind da. Jetzt müssen wir nur noch ...“ „Was ist? Warum sprichst du nicht weiter?“, fragte Adina aufgeregt. „Da drüben auf dem Wasser, siehst du den schönen weißen Schwan?“, fragte Smott. Auf dem Wasser des Sees, welcher ganz ruhig war und über dem Nebelschwaden schwebten, schwamm tatsächlich ein wunderschöner, schneeweißer Schwan. Adina kletterte vom Rücken des Tieres. „Ja, ich sehe ihn. Er ist wirklich schön. Aber wir suchen eine Fee und keinen Schwan.“ Der Schwan kam auf die beiden zu und

als er ans Ufer trat, machte Smott einen Knicks und sprach: „Meine Verehrung, Frau Finia! Ich komme zu dir wegen einer wichtigen Sache.“ „Ich weiß!“, sprach der Schwan, „und du hast Prinzessin Adina mitgebracht.“ Adina staunte nicht schlecht. Nicht nur, dass der Elch sprechen konnte. Auch der Schwan war der Sprache mächtig und wusste außerdem sogar ihren Namen. Sie fand, dass der Schwan eine sanfte Stimme hatte, die fast wie die ihrer Mutter klang, aber noch sanfter, weicher und gütiger. „Ich sollte mich in meiner wahren Gestalt zeigen“, sagte der Vogel, als er Adinas Staunen im Gesicht sah. Er begann zu leuchten und die kleine Prinzessin war völlig überwältigt vor Staunen, als sich der Schwan vor ihren Augen in eine wunderschöne, in leuchtend weiße Gewänder gekleidete Dame verwandelte. „Du bist also die Fee“, flüsterte Adina. „Ja, die bin ich. Und ich glaube, ich kann dir helfen, liebe Prinzessin. Du musst wissen, dass Andronicus Gundermann schon seit langem vorhatte, euer Königreich in Besitz zu nehmen. Das dürfen wir natürlich nicht zulassen. Er ist böse und schreckt vor keiner Übeltat zurück. Aber wir werden ihn zurückjagen in sein kaltes, graues Gebirge, aus dem er kommt“, sagte die Fee Finia, die jetzt schöner leuchtete als der Mond in einer klaren Nacht. Adina fand die Worte der Fee tröstend, machte sich aber wegen ihrer Eltern und der Bewohner des Schlosses weiterhin große Sorgen. „Glaubst du, können wir, wenn der Zauberer verjagt ist, meine Eltern und all die anderen zurückverwandeln?“ Die Fee lächelte und sprach: „Alles zu seiner Zeit. Zuerst müssen wir überlegen, wie wir Gundermann und seinen kleinen gemeinen Begleiter vertreiben. Danach kümmern wir uns um die Verzauberten im Schloss.“ Smott wollte wissen, um wen es sich bei dem finsternen kleinen Begleiter des Zauberers handele. „Es ist ein Kobold namens Groll“, erklärte Finia. „Er ist verschlagen und hat ein schwarzes Herz. Er möchte eines Tages ein ebenso großer Zauberer werden wie sein Herr einer ist. Aber seine Zauberkunst ist nicht besser als die eines Jahrmarktmagiers.“

Adina, Smott und Finia standen am Ufer des Sees und dachten nach, wie sie dem Zauberer und seinem Gesellen das Handwerk legen könnten. Da hatte Finia eine Idee. „Ich hab's!“, sprach sie und machte mit ihren Händen drehende Bewegungen. Sie zauberte einen wunderschönen, funkelnden Kristall herbei und gab ihn der Prinzessin. „Ist der aber schön!“, freute sich Adina. „Und was mache ich damit?“ Die Fee blickte über die Köpfe der beiden hinüber zum Wald. „Geh mit dem Kristall zurück zum Schloss und zeige ihn dem Zauberer. Pass aber auf, dass er ihn dir nicht wegnimmt.“ „Ähäm!“, räusperte sich der Elch, „Und du glaubst, dass der Zauberer einfach so, wie er gekommen ist, so mir nichts dir nichts, wieder verschwindet, nur weil er einen Stein sieht?“ Smott war sehr skeptisch. Auch Adina fand das ein wenig seltsam. Ein so mächtiger Zauberer würde doch nicht einfach davonlaufen, nur weil er einen Stein sieht. Finia lachte und erklärte schließlich: „Das ist kein gewöhnlicher Stein. Es ist der Kristall des Lichtes, welcher vor ewigen Zeiten von den Zwergen im Schneegebirge

gefunden worden ist. Er hat eine Macht, die noch viel größer ist als die von Andronicus Gundermann, und mit seiner Hilfe werdet ihr ihn besiegen. Da bin ich mir ganz sicher. Ihr braucht ihn wirklich nur herzuzeigen und der Zauberer wird all seine Macht verlieren. Vertraut mir. Macht euch nun auf den Weg. Ich kann euch nicht begleiten, aber ein treuer Begleiter von mir wird euch zur Seite stehen. Da kommt er schon.“ Adina und Smott erschrakten, als plötzlich neben ihnen ein strahlend weißes Geschöpf auftauchte, welches auf seiner Stirn ein gewundenes Horn trug. „Ein Einhorn!“, stieß Adina hervor. „Ja, ihr Name ist Mirandola und sie lebt mit mir hier am See, wo sie auf die Natur Acht gibt und darauf achtet, dass nichts Böses auch nur in die Nähe kommt. Auch sie ist ein magisches Geschöpf und kann euch deshalb bei eurem Unternehmen behilflich sein“, stellte die Fee das Einhorn vor. Adina war hochofrenut. So sehr hatte sie sich immer gewünscht, ein Einhorn zu sehen, und auf einmal stand eines vor ihr. „Guten Tag, Mirandola!“, grüßte Adina das Einhorn, welches aber keine Antwort gab. „Mirandola spricht nicht. Nicht weil sie es nicht könnte, sondern weil sie als Einhorn eine andere Sprache spricht, nämlich die des Herzens. Wer wie du nichts Böses in sich trägt, wird Mirandola verstehen, auch wenn sie nichts sagt“, klärte Finia Adina auf. „Schon seltsam, ein Elch kann sprechen und ein Einhorn nicht. Aber so scheinen die Dinge nun mal zu sein. Brechen wir auf? Ich kann es gar nicht mehr erwarten, den bösen Zundermann oder wie der heißt aus unserem Schloss zu vertreiben“, drängte Adina. Sie bedankte sich für die Hilfe. Dann verabschiedeten sich die drei von der Fee Finia und machten sich auf den Weg, der zurück zum Schloss führte.

Unterwegs unterhielten sie sich und es kam Adina schon sehr seltsam vor, dass sie sich sogar mit dem Einhorn einigermaßen verständigen konnte, auch wenn dieses kein Wort sprach. Liebevolle Gespräche können eben auch stumm verlaufen. Sie kamen wieder an den leckeren Heidelbeeren vorbei und als es Nacht wurde, kuschelten sich die drei eng zusammen, um die Kälte der Nacht nicht zu sehr zu spüren. Am nächsten Tag kamen sie endlich am Waldrand an, von dem aus man das Schloss in seiner vollen Pracht sehen konnte. Adina war ziemlich aufgereggt und flüsterte: „Wir sind also da. Sollten wir uns nicht einen Plan ...“ Adina hatte ihren Satz noch nicht zu Ende gesprochen, als Mirandola plötzlich auf das Schloss zuzuging. Das Mädchen und der Elch versuchten, das Einhorn zurückzurufen, doch es ging schnurstracks seinen Weg weiter in Richtung Schloss. „Verflixt!“, fluchte Smott. „Dann gehen wir eben auch. Mirandola wird schon wissen, was sie tut“, fügte er hinzu und die beiden taten es dem Einhorn gleich, indem sie ebenfalls losgingen. Nach kurzer Zeit hatten sie das Einhorn eingeholt. „Was tust du denn da?“, fragte Adina Mirandola etwas verärgert. Doch als sie dem Einhorn in die Augen sah, wusste sie, dass es richtig war, was Mirandola tat. Smott war nun auch ziemlich nervös und erinnerte Adina an ihren Kristall: „Nimm ihn in die Hand und halte ihn ganz fest! Keine Angst, wir sind bei dir.“ Aber Adina hatte überhaupt keine

Angst mehr. Mit ihren beiden Begleitern und dem Kristall fühlte sie sich sicher genug, um dem bösen Zauberer entgegenzutreten.

Ihr Weg führte zuerst durch den Schlosspark, wo sie traurig wurde, als sie den Gärtner und seine Frau sah. Auch sie waren mitten in der Bewegung zu Stein erstarrt. Gundermann hatte wohl alle im Schloss verzaubert. Als sie an der Treppe ankamen, trat ihnen der Zauberer entgegen. Er grinste und schien sich seines Sieges sicher zu sein. Dicht neben ihm stand der kleine spitzohrige Kobold, der ebenfalls grinste. „Mach sie fertig, Meister! Verwandle sie in Stein und dann stellen wir sie in den Schlossgarten zu den anderen. Ein Pferd, ein Elch und ein Mädchen, alle aus Stein, welches schönes Ensemble“, sprach der Kobold. „Mirandola ist kein Pferd, du Dummkopf! Sie ist ein Einhorn!“. Adina hatte jetzt überhaupt keine Angst mehr und schritt die Treppe hinauf auf die beiden zu. „Du wagst es, so mit uns zu reden? Das war deine letzte Frechheit!“, rief der Zauberer und hob seinen Zauberstab, der nun grünlich zu leuchten begann. Aber gerade als er seinen Zauberspruch aussprechen wollte, holte Adina den Kristall aus ihrem Kleid und hielt ihn hoch über ihrem Kopf. Andronicus Gundermann und sein finsterer Geselle erschrakten. „Der Kristall des Lichtes! Woher hast du ihn?“, fragte der Zauberer sichtlich verängstigt. „Das geht dich überhaupt nichts an und ich werde dir auch nicht sagen, woher ich ihn habe. Es ist vorbei mit deiner Macht über das Schloss und das Königreich! Verwandle alle wieder in ihre Menschengestalt und geh zurück, woher du gekommen bist!“, schrie Adina den Zauberer an. „Ja, aber ...“, stammelte Gundermann. „Nichts aber!“, unterbrach ihn Adina. Sie lief die letzten Stufen hinauf. Mirandola und Smott folgten ihr. Der Zauberer sah nun ganz erbärmlich und mickrig aus. „Tu uns bitte nichts!“, flehte er Adina an. „Dann geh und komm nie wieder!“, befahl ihm die Prinzessin. Der große Zauberer Andronicus Gundermann lief in geduckter Haltung aus dem Schloss und sein Diener, der Kobold, tat es ihm gleich. Mirandola ließ es sich nicht nehmen, den Kobold mit ihrem Horn ein paarmal am Hintern zu pieken. „Autsch!“, schrie dieser und rannte noch schneller als vorhin und sein Herr und Meister lief ihm hinterher. „Das wäre erledigt. Die beiden sehen wir hoffentlich nicht mehr so schnell“, sagte Smott. Adina freute sich zwar, dass die beiden Schurken vertrieben waren, wurde aber schnell wieder traurig, als sie sah, dass die Bewohner des Schlosses noch immer versteinert waren. Sie setzte sich auf eine der Stufen und begann zu weinen. Da tropfte eine ihrer Tränen auf den Kristall, den sie noch immer in ihren Händen hielt. Wie aus dem Nichts erschien auf dem Kristall das Bild der Fee Finia. „Finia!“, schluchzte Adina verzweifelt und erstaunt zugleich. Mit leiser Stimme sprach die Fee Finia aus dem Kristall heraus zu der Prinzessin: „Sei nicht traurig, du hast alles wunderbar gemacht.“ „Ja, aber meine Eltern, die Gärtner und ...“ Finia ließ sie nicht fertig sprechen. „Der Kristall alleine hätte niemals gereicht, meine liebe Prinzessin! Seine Zauberkraft wurde verstärkt durch die Liebe, die du in dir trägst. Weißt du, Liebe ist

nämlich viel stärker als alles Böse auf dieser Welt. Du hast mit deiner Güte, deiner Milde und deiner Liebe den Zauberer vertrieben. Der Kristall hat dir dabei nur geholfen, mehr nicht. Und mit der gleichen Zauberkraft, nämlich deiner Liebe, kannst du alle, die verzaubert wurden, zurückverwandeln“, erklärte Finia. Adina hatte ihr aufmerksam zugehört. Sie fragte seufzend: „Echt? Glaubst du wirklich, dass ich das kann?“ Die Fee antwortete durch den Kristall: „Ja, du kannst es. Und nun geh und umarme alle, die der Zauberer in Stein verwandelt hatte!“

Adina bedankte sich bei der Fee für ihre Hilfe, wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und ging auf eine der Steinstatuen zu. Zuerst zögerte sie, dann aber umarmte sie sie einfach. Zuerst geschah nichts und sie wollte schon fast aufgeben, als plötzlich ein seltsames blaues Licht die Statue umgab und der Stein sich in einen Menschen zurück verwandelte. Es war eine Hofdame, die verwundert ausrief: „Wie? Was? Mir ist, als hätte ich lange geschlafen. Was ist passiert?“ Adina, die sich über ihren Erfolg sehr freute, sagte zur Hofdame: „Das erkläre ich Ihnen später.“ Dann lief sie zur nächsten Statue, umarmte diese und immer so weiter. Eine nach der anderen, bis alle zurückverwandelt waren. Als sie ihre Eltern aus ihrer Starre befreit hatte, umarmte sie sie gleich noch einmal vor lauter Freude. Auch ihnen sagte sie, dass sie ihnen alles erklären würde. Aber vorher müsse sie noch etwas erledigen. Sie ging zurück zur Terrasse und suchte nach ihren beiden vierbeinigen Freunden. Diese hatten sich aber schon in den Schlosspark zurückgezogen. Sie lief hinunter zu den beiden und als sie keuchend bei ihnen angelangt war, fragte sie, warum sie weggelaufen waren. Smott sah ihr tief in die Augen und sprach: „Naja, die Wolken haben sich verzogen, Gundermann und sein Giftzwerg sind vertrieben und die Menschen hast du in ihre ursprüngliche Gestalt zurückverwandelt. Es ist alles getan. Und ich glaube, dass hier im Schloss für einen Elchbock und ein Einhorn kein Platz ist.“ Adina schob den Kopf vor, kniff die Augen zusammen und schimpfte: „Was redest du für einen Unsinn! Ihr seid meine besten Freunde geworden!“ Sie umarmte beide und drückte sie, so fest sie nur konnte. „Ich habe euch so lieb! Verlasst mich bitte nicht!“ Mirandola drückte ihren schneeweißen Kopf an Adina. „Ich weiß, Mirandola, du brauchst nichts zu sagen, ich verstehe dich auch so. Ich habe dich auch lieb!“ Smott war sichtlich gerührt. Normalerweise weinen Elche ja nicht, aber er machte eine Ausnahme. „Ach, meine liebe Prinzessin“, schluchzte er, „du musst verstehen, dass unser Platz im Wald ist und nicht im Schloss. Aber wir können uns gerne öfter sehen. So weit weg wohnen wir nun auch nicht. Stimmt's Mirandola?“ Das Einhorn nickte. Adina war damit einverstanden. Aber sie hatte noch eine Idee: „Ich möchte euch aber mindestens dreimal die Woche sehen, habt ihr verstanden? Ach übrigens, könntet ihr mir bitte noch einen kleinen Gefallen tun?“ Sie stellte sich auf Zehenspitzen und flüsterte den beiden etwas ins Ohr. Dann gingen sie hinüber zum Haus der Gärtnerfamilie, wo der Gärtner und seine Frau nicht schlecht

staunten, als Adina mit ihren beiden Begleitern erschien. „Adina!“, riefen beide fast gleichzeitig. „Wie geht es dir? Und wen hast du da bei dir?“ Während seine Frau schmunzelte, blieb dem Gärtner der Mund offen stehen. „Ein Einhorn, es gibt sie also doch“, stammelte er. Seine Frau stupste ihn an die Schulter und meinte frech: „Klar gibt es Einhörner, habe ich doch immer gesagt. Und schau mal, ich hatte recht, es hat zwei Zehen wie eine Ziege und nicht einen Huf wie ein Pferd.“ Sie lachten und freuten sich, dass alles gut ausgegangen war.

Smott und Mirandola gingen zurück in den Wald. Aber vorher mussten sie noch einmal versprechen, dass sie Adina oft besuchen kommen würden. Das taten sie auch. Adina wurde irgendwann erwachsen und regierte zusammen mit ihren Eltern das Königreich mit Milde und Güte. Der Zauberer Andronicus Gundermann und sein Begleiter wurden nie wieder gesehen. Die Tage verstrichen und die Jahreszeiten wechselten sich ab. Und Smott und Mirandola erschienen immer wieder zu Besuch bei Adina. Manchmal wanderten sie auch zusammen zum See, um die Fee Finia zu besuchen. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann wandern sie auch heute noch gemeinsam durch die rauschenden Wälder, vorbei an Heidelbeersträuchern und schönen Seen, an denen so manch Fabelwesen wohnt.

Der alte Mann und die Raben

Es war ein besonders kalter und trüber Novembertag. Trotzdem beschloss Joachim, auf seinen täglichen Spaziergang nicht zu verzichten, und so machte er sich auf den Weg, eingehüllt in die wärmsten und dicksten Sachen, die er hatte. Im Treppenhaus band er sich noch den Schal enger um den Hals und als er die Tür öffnete, merkte er, dass auch noch der Wind ziemlich stark blies. Als er so den gewohnten Weg entlang ging, versperrte diesen plötzlich die Absperrung einer Baustelle. „Auch das noch!“, dachte er sich. Da er aber nicht gleich wieder umdrehen wollte, schlug er einen anderen Weg ein. „Egal, dann gehe ich heute mal in den Park. Dort war ich schon seit Ewigkeiten nicht mehr“, beschloss er, zog den Schal noch enger und ging die Straße weiter in Richtung Park.

Unterwegs dachte er die ganze Zeit an seine Frau, die etwa ein halbes Jahr zuvor gestorben war. Seit diesem tragischen Schicksalsschlag war alles anders geworden. Er hatte bis auf seine Tochter Hilde keine Verwandten mehr. Hilde kam ihn einmal die Woche besuchen und manchmal fuhr sie mit ihm zum Friedhof, wo sie am Grab ihrer Mutter eine Kerze anzündete. Joachim weinte jedes Mal, versuchte aber seine Tränen zu verstecken. Er hatte seine Frau sehr geliebt und ohne seine Tochter hätte er sich sicher schon längst aufgegeben.

Als er, in Erinnerungen an seine Frau versunken, den Park erreichte, verschnaufte er und freute sich, dass sich im Park offenbar nichts verändert hatte. Alles war wie beim letzten Besuch einige Jahre zuvor. Er drehte eine ziemlich große Runde. Als er an den Rosen vorbeikam, welche im Sommer immer wunderschön blühten, nun aber verdorrt und traurig auf den nächsten Frühling warteten, kam plötzlich eine Nebelkrähe angeflattert und blieb wenige Meter vor ihm stehen, wo sie frech krächzte. „Na, was bist du für ein netter Geselle?“, fragte Joachim die Krähe. Als hätte diese ihn verstanden, antwortete sie abermals mit einem heiseren Krächzen. „Du hast Hunger, nicht wahr?“, vermutete Joachim und deutete der Krähe, dass er nichts hatte, indem er die Hosentaschen heraus zog, in denen sich zum Entsetzen der Krähe nichts befand außer einem Taschentuch. Die Krähe schien darüber ziemlich enttäuscht zu sein und so beschloss der alte Mann, am nächsten Tag wiederzukehren, diesmal aber mit Futter.

Am nächsten Morgen ging er in den Supermarkt, kaufte dort drei Tüten Erdnüsse und machte sich auf den Weg zum Park. Bei den Rosenbeeten angekommen, dauerte es nicht lange, bis der Rabenvogel zu ihm flatterte und wieder wenige Meter vor Joachim stehen blieb. Der Vogel wollte gerade zum Krächzen ansetzen, als Joachim eine der Tüten aus der Tasche nahm und der Krähe eine Erdnuss vor die Füße warf. Diese schnappte sich sofort die Nuss und öffnete sie geschickt mit dem Schnabel. Nach ein

paar Sekunden war die Schale geknackt und der Inhalt gierig verschlungen. Joachim nahm daraufhin eine zweite Nuss und warf sie dem Vogel hin. Dieser verzichtete aber darauf, diese zu knacken. Stattdessen machte er eine seltsame Verrenkung, beugte sich nach vorne, wurde dabei immer länger und krächzte wie ein Verrückter und zum Erstaunen Joachims drauf los. Nach kurzer Zeit erschienen mehrere Artgenossen und landeten im Umkreis des Mannes. Joachim freute sich wie ein kleines Kind und warf mit den Nüssen nur so um sich. Jeder Vogel sollte eine Nuss bekommen. Bald wimmelte es nur so von Vögeln und Joachim glaubte, verschiedene Arten wie Nebel- und Rabenkrähen, aber auch Saatkrähen, Elstern und Dohlen zu erkennen. Seit langer Zeit war es das erste Mal, dass er wieder glücklich und zufrieden war. Von diesem Tag an besuchte er seine Freunde täglich und sie wurden mit der Zeit immer zutraulicher. Sie erkannten ihn schon von weitem und ein paar besonders mutige Vögel trauten sich sogar, die Nüsse aus seiner Hand zu nehmen.

Die Wochen und Monate vergingen und Joachim vergaß keinen Tag seine kleinen Freunde. Natürlich sah er sie nicht an den Tagen, an denen er Besuch von seiner Tochter Hilde bekam. Irgendwann begannen die ersten Blumen aus dem Boden zu sprießen und es wurde wärmer. Der Frühling kündigte sich an und beendete in schnellen Schritten die strenge Herrschaft des Winters. Joachim freute sich auf den herannahenden Frühling, und da die Temperaturen von Tag zu Tag wärmer wurden, machte es ihm auch nichts mehr aus, dass er manchmal seinen wärmenden Schal vergaß. Er vergaß überhaupt immer mehr, was ihm anfangs gar nicht so sehr auffiel, irgendwann aber beängstigende Dimensionen annahm. So vergaß er einmal den Weg in den Park und ein anderes Mal sogar den Grund, warum er die Tasche voller Erdnüsse hatte. Auch seiner Tochter fiel dieser Umstand auf und sie drängte ihren Vater zu einem Arztbesuch. Der Arzt zog ein bedenkliches Gesicht und schickte die beiden für weitere Untersuchungen zu Spezialisten. Kurz vor seinem 80. Geburtstag kam dann die niederschmetternde Diagnose: Alzheimer im fortgeschrittenen Stadium. Hilde kümmerte sich die nächsten Tage und Wochen noch liebevoller als sonst um ihren Vater, der sie mittlerweile an manchen Tagen nicht mal mehr als seine Tochter erkannte.

Als Joachims Geburtstag nahte, antwortete er auf Hildes Frage, was er sich denn wünsche, er hätte gerne, dass sie ihn in den Park begleite, um seine geliebten Raben zu füttern. Hilde verstand nicht, warum ihm das Füttern der Vögel so wichtig war, befolgte aber seinen Wunsch und begleitete ihn in den Park, wo er einmal kurz stehen blieb und die Tochter fragte, warum sie hier seien. Hilde wurde traurig, nahm ihren Vater an beiden Händen und erklärte: „Papa, du wolltest hier die Vögel füttern.“ „Die Vögel füttern? Welche Vögel?“ fragte Joachim. Hilde merkte, wie sehr es ihn anstrengte, klare Gedanken zu fassen und zu versuchen, sich an vergessene Dinge zu erinnern. Sie zog

ihn sanft an der Hand und sagte mit gespielter Fröhlichkeit: „Komm Papa! Deine Raben warten sicher schon auf ihre Portion Erdnüsse.“ Als sie beim Rosenbeet ankamen, bestaunten sie die Frühlingsblumen und bemerkten, dass auch die Rosen selbst schon ihre Blätter ausstreckten, um den Frühling zu begrüßen. Kohlmeisen und Amseln saßen ringsum in den Bäumen und feierten auf ihre Art den Frühling, in dem sie laut und aus voller Kehle sangen. Nur Raben waren keine zu sehen. Die Saatkrähen waren wahrscheinlich schon längst in Richtung Norden unterwegs, aber auch die anderen Gesellen ließen sich an diesem Tag nicht blicken. Hilde sah ihren Vater an, der aber nur verstört dastand. Seine Blicke waren leer und keine Freude war in ihnen zu erkennen. Hilde brachte ihren Vater in das Heim, in welchem er inzwischen wohnte, da man ihn mit seiner Erkrankung nicht mehr alleine zu Hause lassen konnte, und verabschiedete sich von ihm mit einem Kuss auf die Stirn. „Ich komme dich übermorgen wieder besuchen“, murmelte sie dabei, und als sie das Heim verließ, bedauerte sie es zutiefst, dass sie den Wunsch ihres Vaters nicht hatte erfüllen können.

In den nächsten Jahren verschlimmerte sich der Zustand Joachims noch mehr und er erkannte seine Tochter nicht mehr. Hilde besuchte ihn zwar mindestens drei Mal in der Woche, Gespräche fanden jedoch nur selten statt, da ihr Vater kaum noch in der Lage war, sich an irgendetwas aus seinem Leben zu erinnern. Selbst Erlebnisse des vorigen Tages verloren sich im Abgrund seiner Krankheit. Sein gesamter Gesundheitszustand verschlechterte sich und seine Tage verbrachte er hauptsächlich damit, aus dem Fenster in seinem Zimmer zu starren. Immer wenn Hilde das Zimmer betrat, sah sie ihn dabei, wie er scheinbar draußen nach irgendetwas suchte. Wenn er überhaupt mit ihr sprach, dann immer in der höflichen Sie-Form, da er sie ja nicht mehr als seine Tochter erkannte. Hilde musste zusehen, wie ihr Vater immer mehr in eine geistige Dunkelheit geriet, aus der kein Entkommen mehr möglich war.

Eines Tages, es war ein trüber und kalter Oktobertag, saß sie wieder mal bei Joachim im Zimmer, hielt seine Hände und beobachtete ihn traurig, wie er aus dem Fenster starrte. Da fiel ihr plötzlich ein, wie sehr er es vor Jahren geliebt hatte, im Park die Krähen zu füttern. Als in diesem Augenblick die Tür aufging und die Pflegerin eintrat, fragte Hilde diese, ob sie mit ihrem Vater ein wenig spazieren gehen dürfe. Die Pflegerin runzelte die Stirn und fragte Hilde, ob das ihr Ernst wäre, bei diesem Wetter mit dem Kranken spazieren zu gehen. Aber Hilde hatte das Gefühl, dass es das Richtige sei und so gelang es ihr, die Pflegerin zu überreden. Sie zog ihrem Vater die Jacke an, band ihm den warmen Schal um den Hals und ging mit ihm die Treppen hinunter. Mit dem Auto war es kein weiter Weg, und nach etwa einer halben Stunde erreichten die beiden den Park, wo Hilde ihren Vater geradewegs zum Rosenbeet führte. Unterwegs hatte sie noch schnell Erdnüsse gekauft, in der Hoffnung, auf die Raben zu treffen, deren Anwesenheit bei den Rosenbeeten ihren Vater damals immer glücklich gemacht

hatte und welche er vielleicht bewusst oder unbewusst vermisste, ohne dies ausdrücken zu können. Es waren aber keine Raben in der Nähe und der Park wirkte an diesem Spätherbsttag nicht gerade einladend.

Ihr Vater starrte ins Leere, er war sich offenbar nicht bewusst, wo er war. Hilde hielt die ganze Zeit seine Hand und als er leicht zu zittern begann, kam ihr der Gedanke, dass es vielleicht doch keine so gute Idee war, ihren Vater in diesem Zustand hierher zu bringen. Doch dann, wie aus dem Nichts, flatterte eine kleine, aber anmutige Gestalt direkt vor ihre Füße und landete keine zwei Meter vor ihnen, wo sie den Kopf von einer Seite zur anderen drehend, leise und heiser zu krächzen begann. In diesem Moment zuckte Joachim zusammen, sein Blick fiel auf den kleinen Gesellen und Hilde erkannte ein schwaches Lächeln auf seinem Antlitz. Sein Blick war nur auf den Raben gerichtet, während seine beiden Hände nach etwas zu suchen schienen. Hilde zögerte nicht und reichte ihm eine Tüte voller Erdnüsse. Er griff hinein und nahm eine Handvoll heraus. Als er eine Nuss seinem kleinen Freund vor die Füße warf, knackte dieser die Nuss in gewohnter Manier auf, verspeiste den Inhalt und schrie lauthals nach seinen gefiederten Freunden. Nach kurzer Zeit waren die beiden von Raben aller Art umzingelt und Joachim schien das erste Mal nach langer Zeit wieder glücklich zu sein. Mehr noch, er lachte, wie er es schon seit Jahren nicht mehr getan hatte und weinte Tränen der Freude. Hilde kam aus dem Staunen nicht mehr raus und dachte daran, dass die Krankheit zwar sein Gehirn angegriffen hatte, aber sein Herz nach wie vor voller Liebe war. Eine Liebe, die die ganze Zeit über brach gelegen haben musste und nun zum Leben erweckt wurde.

Die beiden wurden von den Tieren umflattert und Joachim warf ihnen wie wild Nüsse zu. Als keine mehr in der Tüte waren, drehte er sich langsam zu seiner Tochter und sah sie an. Seine Gesichtszüge waren nicht länger leer, sie waren voller Leben, sie waren voller Liebe. „Bist du glücklich Papa?“, fragte ihn Hilde und kämpfte mit den Tränen. „Ja, ich bin glücklich!“, antwortete Joachim. „Ich bin glücklich! Danke, liebe Hilde!“ Hilde konnte nicht glauben, was sie da hörte, brach nun in Tränen aus und umarmte ihren Vater schluchzend.

In den nächsten Tagen verschlimmerte sich der gesundheitliche Zustand Joachims und Hilde sah sich in der gleichen Situation wie vor dem wunderschönen Erlebnis im Park. Im November diesen Jahres verstarb Joachim, was Hilde sehr mitnahm. Ein paar Wochen nach dem Tod ihres Vaters kam ihr der Gedanke, nach den kleinen schwarzen Freunden zu sehen, welche ihr Vater so sehr geliebt hatte. Sie besorgte sich im Supermarkt noch schnell Erdnüsse und als sie im Park angekommen war, ging sie ohne Umweg zum Rosenbeet.

Es war ein kalter Tag und sie fror ein wenig. Bei den Rosen angekommen, dauerte es

nicht lange, und ein kleiner schwarzgrauer Geselle landete genau vor ihren Füßen, dort bei der Bank, auf der sie mit ihrem Vater zwei Monate zuvor gesessen hatte. Sie warf dem Vogel eine Erdnuss hin, worauf dieser seine Freunde rief. Hilde dachte an ihren Vater, während sie von den Raben umflattert wurde. In diesem Augenblick schien es ihr, als würde die Zeit still stehen. Die Freude, die sie fühlte, übertrug sich auf die Tiere, welche sie auf ihren Schwingen mitnahmen in die Unendlichkeit, hin zu ihrem Vater, wo immer dieser auch sein mochte. Langsam brach die Dunkelheit herein und Hilde machte sich auf den Weg nach Hause. Sie drehte sich aber noch einmal um zu den Raben. Der, welcher immer als Erster zur Stelle war, blickte ihr genau in die Augen. Sie zwinkerte ihm zu und dachte bei sich, dass man wahres Glück und wahre Liebe nur im Herzen finden könne. Dann verließ sie den Park und die Raben flogen satt und glücklich zu ihren Schlafplätzen in den hohen Bäumen. Es war ein besonders kalter und trüber Tag, aber erwärmt durch die Liebe eines Menschen und die Dankbarkeit vieler Tiere.

Der gebrochene Schal

„Kathi, kommst du dann wieder rein? Die Leute machen sich schon Sorgen um dich!“, fordert Kathis Freund mit ernstem Unterton. „Wir feiern heute deinen Siebziger, und du stehst hier draußen im Schneegestöber! Komm bitte rein!“

Kathi zögert einen Moment, dann wendet sie sich ihm zu. „Lass mich bitte noch einen Moment hier stehen. Ich komm dann schon rein, keine Sorge.“ Sie ringt sich ein gespielteres Lächeln ab. „Alles in Ordnung, Schatz?“, möchte Kathis Freund wissen. „Fünf Minuten, Liebling, dann bin ich wieder bei euch. Versprochen!“, beruhigt ihn Kathi. Er murmelt: „Gut, hol dir nur keinen Schnupfen, Liebes!“, und kehrt zur Gesellschaft zurück.

Wieder ist Kathi ganz alleine, versunken in Gedanken an längst vergangene Zeiten. Siebzig Jahre bin ich heute alt, resümiert sie. Und als hätten Schnee und Wind ihre Gedanken gelesen, beginnt sie, in ihrer eigenen Vergangenheit zu graben, unterstützt von der Dynamik des Schneetreibens. Die Gedanken fliegen, den Schneeflocken gleich, nur so dahin.

Obwohl es kalt draußen ist, findet Kathi den Zugang zu einer verborgenen Welt – der Vergangenheit. Sie denkt an ihre Kindheit, denkt an eine Zeit, die, vom heutigen Standpunkt aus betrachtet, vielleicht niemals stattgefunden hat und nur in ihrer Fantasie existiert. Egal, sie lässt sich auf dieses Abenteuer ein. Die drei Gläser Rotwein fungieren als Fahrkarte, der Anlass der Feier als Grund.

Fast 60 Jahre zuvor – Kathi lebte auf einem Bauernhof in sehr ärmlichen Verhältnissen – sieht sie sich selbst als Mädchen, nein, als hereinwachsende junge Dame. Neun Geschwister, Armut, spätfeudale Verhältnisse, das ist das Umfeld, in dem Kathi aufwuchs. Unvorstellbare Zustände für Leute von heute. Kein Telefon, kein Fernseher, kein Auto. Der Vater liebevoll, aber dem Alkohol zugetan, ein Kriegsveteran. Die Mutter rund um die Uhr beschäftigt, hart, aber für die Familie da. Kathi war die Zweitälteste und die einzige, die die Hauptschule besuchen durfte. Sie war der Liebling ihres Vaters.

Wenn der Vater getrunken hatte, die Mutter arbeiten war und die Geschwister nervten, wünschte sie sich nicht einmal weit weg. Im Ort gab es ein Gasthaus. Die Wirtsfamilie war die erste im Dorf, die sich einen Fernseher leisten konnte. Etwa einmal die Woche durften Kathi und ihre Geschwister ins Wirtshaus gehen, um dem Fernsehprogramm zu folgen. Mit aufgerissenen Mündern sahen sie die Sendungen in Schwarz-Weiß. Kasperl, Nachrichten und manchmal auch ein Film. Conny und Peter, was für Ikonen! Was hätte Kathi gegeben, um Connys schicke Frisur zu tragen.

Zu Weihnachten gab es für jedes Kind gerade mal ein Geschenk. Mehr war beim besten Willen nicht drin. Als sie fünfzehn war – Kathis Haar war inzwischen eine perfekte

Kopie von Conny Froboess' Frisur geworden – bekam sie zu Weihnachten von ihren Eltern einen selbstgestrickten Schal geschenkt. Die Freude war groß. Eine Freude, die sie in späteren Zeiten des Überflusses nicht mehr nachvollziehen und verstehen konnte. Nachdem sie den Schal ein paar Mal getragen hatte, wusch sie ihn und hängte ihn draußen auf die Wäscheleine. Die Nacht war frostig, und als sie ihn am nächsten Morgen abnehmen wollte, brach er in der Mitte entzwei. Welch ein Geschrei, Welch ein Ärger! Der Vater betrunken, die Mutter nicht da. Und Kathi stand alleine da, mit dem gebrochenen Glück in ihrer Hand.

Ein paar Jahre später – sie arbeitete und wohnte inzwischen in der großen Stadt – war der gebrochene Schal kein Thema mehr und längst vergessen. Kathi heiratete und bekam zwei Kinder. Sie fühlte sich wie im siebten Himmel. Romantische Stunden mit dem Plattenspieler, Zigaretten, Weißwein und die Musik der Sechziger und Siebziger. Aber nun ist sie in die Rolle ihrer Mutter geschlüpft. Arbeiten bis zum Umfallen heißt es, natürlich im Akkord. Das verdiente Geld reicht gerade mal, um die Familie zu ernähren und einen mehr als bescheidenen Wohlstand aufrecht zu erhalten. Die einst stolze Conny-Haartracht ist einer zweckmäßigen Frisur gewichen. Die Kinder nerven, die Bedürfnisse der Familie zehren an der Substanz. Die roten Rosen regneten auf andere, nicht auf sie. Sie sollte einfach nur funktionieren, nicht mehr.

Abermals einige Jahre später – der Mann war inzwischen verstorben und die Kinder erwachsen – erkannte sie, dass sie sich wieder mal neu orientieren müsse. Sie begann erstmals, auf sich selbst zu schauen. Tanzabende, Heurigenbesuche und die Suche nach sich selbst bestimmten von nun an ihr Leben. Gefunden hat sie sich allerdings nie, bis heute nicht.

Das Schneegestöber ist stärker geworden. Doch was stört das eine Frau, die tapfer und selbstbewusst durch die Zeit geht? Kathi wagt sich weiter vor. Sie geht bis ans Ende der schneebedeckten Terrasse, öffnet ein Stück weit ihren Mantel und atmet die winterliche Luft tief ein. Sie lächelt. Kathi, was bist du nur für eine! Reist durch die Jahrzehnte, schenktest Leben, und hast doch selbst nie wirklich gelebt. Trotzdem war dein Leben schön, auch wenn die holde Jugendzeit nicht wiederkehrt! Ach wie schön war die Welt doch früher, wie einfach war alles, aber auch so schwer! Wie heißt es in dem Lied: Morgens um sieben ist die Welt noch in Ordnung. Und wo steh ich jetzt? Im Schneegestöber, und ich hab nicht einmal einen Schal dabei. Kathi lacht. Der Schal ist ja gebrochen, vor langer Zeit. Zeit. Was bedeutet sie schon! Kathi erschrickt, als ihr Freund abermals am Ausgang zur Terrasse steht und sie daran erinnert, dass drinnen die Leute auf sie warten. „Ich komme schon“, beruhigt sie ihn. Sie geht auf ihn zu, dreht sich aber noch einmal um und schaut ins Schneetreiben. „Wie fühlst du dich?“, fragt Kathis Freund besorgt. Kathi bleibt ein paar Sekunden wie angewurzelt stehen, dann sieht sie ihm in die Augen und antwortet: „Jung, ich fühle mich jung!“

Die Blumenkasten-Elfe

Eine Geschichte über bedingungslose Liebe

Junia war echt sauer. Sie hatte gehofft, endlich einen guten Auftrag zu bekommen und stattdessen hatte man sie zum Bewachen von Blumen in Blumenkästen auf einer Fensterbank am Rande einer Stadt abkommandiert.

Als erwachsene Elfe – und ja, ich bin jetzt erwachsen, auch wenn ich erst 50 Jahre alt und keine 20 cm groß bin – sollte man für eine schöne Löwenzahnwiese zuständig sein, oder eine Weißdornhecke, oder wenigstens für ein kleines Rosenbeet, aber keinesfalls für blöde Blumenkästen auf einer noch blöderen Fensterbank irgendwo in einer stickigen, stinkenden Stadt, schmollte Junia in Gedanken.

Ich solle mich erst einmal bewähren, sagen sie. Und wenn ich mich gut um die Blumen kümmere, dann dürfte ich in ein paar Jahren größere Aufträge annehmen, sagen sie. Ja, Junia war echt sauer.

Als sie beim Fenster mit den Blumenkästen ankam, legte sie sich erstmal beleidigt in einen der Kästen und sah sich um. Das soll für die nächsten Jahre mein Zuhause sein? Na toll! Am Fenster wuchsen – mehr schlecht als recht – verschiedene Pflanzen wie Asparagus, Fetthenne, Thymian, Tagetes und Pelargonien. Sie alle befanden sich in einem schlechten Zustand und es war fraglich, ob Junia sie zum Gedeihen und zum Blühen würde bringen können.

Junia machte es sich im Thymian gemütlich, spielte gelangweilt mit den zarten Stengeln und seufzte: Das ist also nun mein Schicksal. Dann werde ich wohl mal das Beste draus machen. Sie hob ihre filigranen Hände und sprach leise: „Schaut doch nicht so traurig drein, voller Freude sollt ihr sein!“ Elfenzauber, richtig angewandt, bringt normalerweise jede Pflanze zum Wachsen und Gedeihen, und Junia begann ihre Arbeit ein klein wenig Spaß zu machen. Vielleicht würde es gar nicht so schlimm werden, dachte sie. Immerhin hatte sie eine schöne Aussicht über einen Schulhof, in dem alte Kastanienbäume standen.

Am nächsten Morgen, Junia schlief noch tief und fest, riss sie plötzlich ein Geräusch aus dem Schlaf. Das Fenster öffnete sich und ein Mensch erschien. Die Elfe erschrak sehr, obwohl sie hätte wissen müssen, dass in dem Haus Menschen wohnen. Sie rückte, noch ganz verschlafen, an den Rand der Fensterbank und beobachtete vorsichtig das Geschehen. Ein alter Mann – sie schätzte ihn auf ein Alter von 2.000 Jahren – stützte sich mit beiden Armen auf die Fensterbank und holte tief Luft. Na ja, vielleicht ist er doch noch nicht so alt, Menschen leben, glaube ich, bei weitem nicht so lange wie wir Elfen, dachte sich Junia.

Der Mann konnte die Elfe nicht sehen, da Elfen in der Regel für Menschen unsichtbar sind, wenngleich sie sich sichtbar machen können, wenn sie es wollen. Mit dem Hören verhielt es sich genau so, und somit hatte der alte Mann nicht die leiseste Ahnung davon, dass in den Blumenkästen seines Fensters eine Elfe hauste.

Mit der Zeit gewöhnte sich Junia an ihr Dasein als Blumenkastenelfe, und sie begann allmählich, es sich behaglich einzurichten, soweit man halt von Behaglichkeit sprechen kann, an der Außenseite eines Fensters. Die Blätter der Pflanzen wurden mit der Zeit immer prächtiger und glänzender, und die Blumen bekamen Knospen, die eine reiche und schöne Blüte versprachen.

Eines Tages, als der Mann wieder mal das Fenster öffnete, lehnte er sich mit beiden Armen aufs Fensterbrett und sah, in Gedanken versunken, hinaus. Die kleine Elfe betrachtete ihn genau. Ich habe ihn mir noch gar nicht richtig angesehen, dachte Junia. Eigentlich mag ich Menschen nicht, sie tun so viel Schlechtes und manchmal auch Schreckliches. Sie flatterte ganz sachte knapp vor seinem Gesicht. Ich könnte ihn in die Nase beißen. Sie kicherte. Aber das darf ich ja nicht. Wir Elfen müssen immer lieb und brav und artig sein. Wär ich doch nur ein Kobold, dann dürfte ich ...

Junias Gedankengang wurde unterbrochen, als der Mann plötzlich zu weinen begann. Sie fragte sich, was das nun wieder für eine Eigenart sei. Menschen eben, sagte sie sich. Die machen immer so komische Sachen. Der Mann aber weinte nun richtig heftig und Tränen liefen über seine Wangen. Er schluchzte, richtete sich auf und schloss das Fenster. Junia verstand nicht, was passierte, war aber neugierig geworden. Sie drängte sich ganz dicht an die Fensterscheibe, um ihn weiter beobachten zu können. Dabei stellte sie fest, dass sie sich noch gar nicht die Wohnung angesehen hatte, seitdem sie hier war.

Ihr Gesicht klebte förmlich am Fenster. Drinnen im Zimmer saß der alte Mann auf einem Stuhl. Er vergrub sein Gesicht in beide Hände und schluchzte. Junia war verstört. Sie kannte die Eigenarten der Menschen nur wenig und hauptsächlich vom Hörensagen. Dann stand der Mann auf und schaltete ein sonderbares Gerät ein. Eine wohlklingende Musik erklang, die durch das geschlossene Fenster bis an die Ohren der Elfe drang. Junia riss vor Staunen den Mund auf. Dann ging der Mann zum großen Schrank und nahm ein Bild, welches er sich kurz ansah und anschließend fest an seinen Oberkörper drückte.

Die kleine Elfe hatte in den 50 Jahren ihres Erdendaseins ja schon viel erlebt, aber so etwas war ihr völlig neu. Der alte Mann drehte sich langsam und bewegte sich dabei rhythmisch. Das ist ja fast wie bei unseren Tänzen im Mondenschein, nur viel langsamer und in der Art einer ungelinken Kröte, stellte Junia fest. Sie wollte lachen, spürte aber tief in sich, dass dies keine Situation war, über die man lacht.

Als die Musik zu Ende war, stellte der Mann das Bild auf den Tisch und Junia konnte das Gesicht eines Menschen darauf erkennen. Die Frau auf dem Bild war hübsch. Vielleicht ist es seine Frau, rätselte die Elfe. Aber warum wohnt sie dann nicht bei ihm und warum kümmert sie sich nicht richtig um die Blumen?

Die Tage verstrichen und Junia beobachtete den Mann fast täglich dabei, wie er das Bild nahm und zur Musik tanzte. Als er eines Tages wieder mal das Fenster öffnete, betrachtete er die Pelargonien, die inzwischen farbenfroh blühten. Er fuhr mit einer Hand zärtlich über eine der Blüten und flüsterte lächelnd: „Nun hab ich sie doch noch zum Blühen gebracht, meine Liebste. Du hast diese Blumen doch immer so sehr geliebt. Du fehlst mir so sehr.“ Sein Blick wurde traurig und er sah ziellos in die Ferne.

Nun verstand Junia. Ihr wurde auf einen Schlag bewusst, dass die Frau auf dem Bild die Frau des Mannes sein musste und dass sie nicht mehr an seiner Seite lebte. Sie dachte an die Tatsache, dass die Sterblichen nur eine begrenzte Zeit in dieser Welt leben konnten und dass manche von ihnen schon in jungen Jahren aus dem Leben gerissen werden. Sie fühlte auf einmal Mitleid mit dem alten Mann und wünschte, ihm irgendwie helfen zu können. Aber wie?

Der Sommer hielt Einzug und die Elfe tat ihr Bestes, die Pflanzen wohl gedeihen zu lassen. Sie empfand dies als das mindeste, was sie für den armen Mann tun könne. Die Pelargonien blühten prächtig, und auch die Tagetes und der Thymian trugen einen üppigen Blütenflor.

An einem sonnigen Hochsommertag erhielt Junia unerwartet Besuch von einer ihrer Lehrerinnen. Lupinia, eine stolze, wunderschöne Elfe erschien plötzlich vor der dösenden kleinen Elfe. „Lupinia! Du kommst mich besuchen, Welch eine Freude!“, stieß Junia hochofren hervor. Die ehrenwerte Elfe flatterte lautlos vor ihr und sprach: „Die Freude ist ganz meinerseits, liebe Junia. Ich wollte mal nach dir sehen und schauen, wie es dir so geht.“ „Danke, das ist lieb von dir. Weißt du, ich bin hier ganz zufrieden, kann mich nicht beklagen“, versicherte Junia. Lupinia setzte sich zu ihr in den inzwischen hoch gewachsenen Thymian. Sie sah sich um und sagte: „Also soweit ich es sehe, hast du dir echt viel Mühe gegeben. Die Pflanzen gedeihen prächtig.“ „Oh, danke, ja, ich gebe mir Mühe.“ „Ich habe eine gute Nachricht für dich, Junia. Der Rat hat einstimmig beschlossen, dass es für dich nun an der Zeit wäre, höhere und edlere Aufgaben zu übernehmen. Dein Wirken blieb nicht unbeobachtet und wir sind mit dir mehr als zufrieden. Deshalb möchte ich dir verkünden, dass du ab morgen deinen Dienst auf einer großen Blumenwiese antreten darfst. Schafgarben, Trollblumen, Herbstzeitlosen und Riemenzungen sollen von nun an deine Pflege genießen“, verkündete Lupinia in der Erwartung, Junia würde sich über die Nachricht freuen. Doch die kleine Elfe freute sich gar nicht. Sie senkte ihren Blick und fragte traurig: „Morgen schon? Kann ich nicht

noch eine Zeit lang hier bleiben?“ „Nein, keine Widerrede, junge Dame. Ich glaube, ich höre wohl nicht richtig. Eine so talentierte Blumenelfe wie du hat etwas anderes verdient als den Dienst an Blumen, die in Blumenkästen wachsen. Ab morgen wirst du nicht mehr alleine sein, da du dir die Wiese mit anderen Elfen teilen wirst“, befahl Lupinia. Junia musste gehorchen, weil Elfen immer gehorchen.

Am nächsten Tag flog die kleine Elfe in Begleitung ihrer Lehrerin zu ihrem neuen Wohnort. Die Wiese sah in der Tat wunderschön aus, und ein Blütenmeer und mehrere gut gelaunte Elfen begrüßten die beiden. Schon bald fand sich Junia mit der neuen Situation ab. Sie schloss Freundschaft mit ihren Kolleginnen. Dann kam der Tag des großen Festes. Hunderte, nein tausende Elfen und Kobolde trafen sich in einer Waldlichtung, um das Mitsommermondscheinfest zu feiern.

Das luftige Völkchen flatterte und tanzte zu zauberhaften Klängen im Kreise herum. Ein grün gekleideter Kobold spielte Flöte, und der Zauber seiner Musik durchdrang den vom Mond beleuchteten Wald. Neugierige Tiere kamen, um zu sehen, was da los war. Ach ja, das Mondscheinfest, erinnerte sich eines der scheuen Rehe, deren Neugierde wie immer größer war als die Scheu.

Zunächst tanzte Junia fröhlich mit und sie schien die Zeit bei den Blumenkästen vergessen zu haben. Doch dann spielte der Kobold eine Musik, die sie an jene erinnerte, welche der Mann immer in dem Zimmer gespielt und dabei getanzt und geweint hatte. Die kleine Elfe wurde traurig und sie setzte sich etwas abseits der fröhlichen Gesellschaft unter eine Fichte. Als Lupinia sie sah, flatterte sie zu ihr und setzte sich neben sie ins Moos. „Was ist denn los mit dir? Seitdem du bei diesem Menschen warst, hast du dich verändert“, sagte Lupinia. Junia, die traurig einer Ameise zusah, die ihren Arm entlang krabbelte, antwortete: „Es tut mir leid, aber ich bin einfach nur noch traurig.“ Sie erzählte ihrer Lehrerin die ganze Geschichte. Als Lupinia sich alles angehört hatte, dachte sie kurz angestrengt nach und sagte schließlich: „Es kommt selten vor, dass eine Elfe das Schicksal eines Menschen rührt.“ Sie berührte ihre Schülerin sanft an der Schulter und fuhr fort: „Was du fühlst, nennt man Mitleid oder Mitgefühl. Es zeugt von einem guten Charakter, wenn jemand etwas derartiges für jemand anderen fühlt. Ich erlaube dir, dass du deinen menschlichen Freund öfter besuchen darfst, wenn dich das glücklich macht.“ Junia sah hinauf zum Mond, der noch heller leuchtete als zuvor. Ihre Lippen bebten. „Ja, das würde mich glücklich machen“, flüsterte sie leise, und eine Träne fiel ins Moos. „Flieg gleich morgen Früh hin zu ihm. Aber jetzt komm und tanze mit uns.“ Junia wischte sich eine weitere Träne aus dem Gesicht, setzte die Ameise behutsam ins Moos und folgte ihrer Lehrerin zur Mitte der Lichtung, wo das kleine Volk bis zum Morgengrauen tanzte und lachte.

Gleich am nächsten Morgen flog Junia in Windeseile zum Haus des alten Mannes.

Zwei Wochen waren vergangen, seitdem sie ihn verlassen hatte. Sie setzte sich in den Thymian und spähte ins Zimmer. Von dem Mann war jedoch nichts zu sehen. Wahrscheinlich würde er nur kurz spazieren sein, dachte sie sich. Sie beschloss zu warten. Ihr fiel auf, dass die Blumen am Verblühen waren und der Thymian und der Zierspargel einen ziemlich traurigen Eindruck machten. Sie sprach ihren Zauber, der in der Vergangenheit immer geholfen hatte. Die Stunden vergingen und der Mann war immer noch nicht zu sehen.

Am Nachmittag sah sie plötzlich ein paar Menschen im Zimmer. Der alte Mann allerdings war nicht dabei. Jemand öffnete das Fenster und Junia konnte alles verstehen, was geredet wurde. „Keine Ahnung, ob es Sinn macht, dem Alten überhaupt noch ein paar Kleiderstücke vorbeizubringen. Ich glaube, er macht nicht mehr lang“, sagte einer der Anwesenden und ein anderer fügte hinzu: „Ich geb ihm noch drei Tage, wenn überhaupt. Lass uns schnell die Sachen hinbringen und dann ab nach Hause.“ Junia konnte nicht glauben, was sie da hörte. Geistesgegenwärtig riss sie eine der verbliebenen Pelargonienblüten ab und flog ins Zimmer, wo sie sich lautlos das Bild mit der Frau schnappte. Sie folgte den Männern, stieg in ihr Auto und bemühte sich, das Bild und die Blume so gut wie möglich vor den Blicken der Menschen zu verbergen.

Nach einer kurzen Fahrt folgte sie ihnen in ein riesiges Gebäude, in dem viele Menschen waren. Einige schienen gesund zu sein, andere hingegen wirkten krank und blass. Dann öffneten die Männer eine Tür zu einem Zimmer, in dem jemand in einem Bett lag. Die Männer legten die Sachen am Tisch und auf einem der Stühle ab und verließen danach den Raum. Junia war nun ganz alleine mit dem offenbar kranken Menschen. Die Nachmittagssonne schien ins Zimmer und die Elfe flatterte ganz langsam zum Gesicht des Menschen.

Als sie über seiner Nasenspitze flatterte, erkannte sie ihn als den Mann, bei dem sie gewohnt hatte. Die Zeit schien still zu stehen, als sie über seinem Gesicht schwebte. Es gab nur noch sie, den Mann und die Sonnenstrahlen, die ins Zimmer schienen. Alles war still. Junia legte das Bild der Frau behutsam auf den Bauch des Mannes. Daneben legte sie die Blume. „Deine geliebte Frau hatte diese Blumen so sehr gemocht“, flüsterte sie. Dann streckte sie eine ihrer zarten Hände aus und fuhr ihm sanft durchs ergraute Haar. „Ich darf das nicht, aber es ist mir egal. Ich darf keine Menschen berühren, aber ich darf einen Freund berühren. Und ein Freund bist du mir geworden, auch wenn du mich nicht kennst“, sagte Junia mit zärtlicher Stimme. Sie wusste, dass seine Zeit gekommen war. Sie legte ihm eine Hand auf die Wange und flüsterte: „Geh in Frieden zu deiner Frau, Elfenzauber begleitet dich. Tanz mit ihr im Mondenschein, wo immer ihr auch sein mögt.“ Dann erhob sie sich und flatterte durch das Fenster, das ein Stück weit gekippt war. Beim Herausfliegen blickte sie noch einmal zurück. Sie sah ein zartes Lächeln auf seinem Antlitz.

Junia wurde bald zu einer ganz großartigen Pflanzenpflegerin. Wo immer sie für das

Gedeihen von Pflanzen aller Art zuständig war, gedieh alles prächtig. Sie lebte glücklich unter ihresgleichen und manchmal saß sie im Mondenschein, wo sie über Mitgefühl, Großmut und bedingungslose Liebe nachdachte. Und in mancher Nacht sah sie vor ihrem geistigen Auge zwei Menschen, die im Mondlicht tanzten, eng umschlungen, bis in alle Ewigkeit.

Die kleine Taube und ihr Freund, der Kormoran

Ein Märchen über die Freundschaft

Vor langer Zeit lebte eine kleine Taube. Sie war anders als ihre Artgenossen und wurde deswegen oft von ihnen verspottet. Sie teilte nicht deren Art, in den Tag hinein zu leben, geschwätzig zu sein und über andere zu lästern. Unsere kleine Taube war stattdessen verträumt und so dachte sie oft über den Sinn des Lebens nach. Am liebsten betrachtete sie den Mond und es war ihr größter Wunsch, einmal dorthin zu fliegen. Die anderen Tauben meinten stets, sie spinne nur. Zum Mond zu fliegen, welch blödsinnige Idee.



Eines Tages setzte sich die junge Dame auf eine Trauerweide am Flussufer. Von dort aus wäre, so glaubte sie, der Blick auf den geliebten Mond noch viel schöner als im Wäldchen in der Nähe, wo sie normalerweise lebte. Da bemerkte sie plötzlich einen großen, schwarzen Vogel, der im Wasser unter ihr schwamm. „Hast du mich aber erschreckt!“, fuhr sie ihn an. „Wer bist du?“ „Ich? Ach, ich bin nur ein alter Kormoran, der zufällig hier schwimmt. Erschrecken wollte ich dich nicht. Tut mir leid. Und du? Wer bist du?“, entgegnete der große Vogel. „Es tut nichts zur Sache, wer ich bin. Ich möchte einfach nur in Ruhe den Mond betrachten.“ Da sie in ihrem kurzen Leben stets nur auf Spott geraten war, dachte sie, dass auch der seltsame Zeitgenosse im Wasser sie nur

verspotten würde. Dieser reagierte aber anders und sprach: „Das ist aber interessant! Den Mond betrachten! Hm, was gefällt dir denn so an ihm?“ Die kleine Taube war ganz erstaunt über seine Reaktion und antwortete in einem freundlicherem Ton: „Ach, weißt du, Kormoran, mir ist die Welt, in der wir leben, zu klein geworden. Ich kenne hier schon alles und habe nichts gesehen, was mir gefällt. Deshalb möchte ich zum Mond fliegen. Dort ist es sicher viel schöner als hier.“

Der Kormoran begann zu lachen und hielt sich einen Flügel an den Kopf. „Du kennst hier schon alles? Dass ich nicht lache! Gar nichts kennst du! Was weißt du schon von der Welt, kleine Taube?“ Die Taube wurde neugierig, beugte sich ein Stück weit vor und fragte: „Kennst du etwa die ganze Welt? Ich meine, ist da noch mehr als unser Wald, der Fluss und die Wiesen dahinter?“ „Ja!“, gab der Alte kurz und klar zu verstehen. „Die Welt da draußen ist riesig und sie endet nicht hinten bei den Wiesen und auch nicht beim Wald. Ich bin in meiner Jugend viel herum gekommen und ich kann dir sagen, es gibt auf dieser Welt eine Menge zu sehen und es gibt keinen Grund, sich auf den Mond zu wünschen.“ Da blickte die kleine Taube wieder hinauf zum Mond. Ihr Blick wurde traurig. „Niemand kann mich leiden, weil ich so anders bin als alle anderen. Wie schön wäre es, die Welt zu sehen. Aber ich bin nur eine kleine Taube und kann schwer alleine durch die Welt reisen“, seufzte sie. Da wurde auch der Kormoran traurig und meinte: „Ich kenne das. Auch ich bin anders. Niemand spricht mit mir. Sie meinen, ich sei so übergescheit und würde mich für zu vieles interessieren.“ Für einen langen Moment herrschte Stille. Sogar die Frösche, die sonst immer konzertierten, waren ruhig. Da sah der alte Vogel auf und es brach aus ihm heraus: „Hör mal, kleine Dame, wie wäre es, wenn wir uns gemeinsam aufmachten, um die Welt zu entdecken?“ Sie erschrak fast über seine Worte, sammelte sich kurz und sprach: „Das würdest du tun? Ich ... ich ... ich weiß nicht so recht. Geht das überhaupt?“ Sie sah rüber zum Wäldchen, wo ihre Artgenossen lebten. „Glaubst du, du würdest irgendjemandem fehlen?“, fragte der Kormoran lapidar, aber durchaus realistisch. „Komm, wir fliegen gleich los! Wer zu lange wartet, kommt zu nichts!“ Die Taube zögerte kurz und sie war über sich selbst höchst erstaunt, als sie seiner Aufforderung nachkam. „Einverstanden! Wohin fliegen wir zuerst?“ „Der Wind kommt aus dem Westen. Also fliegen wir nach Osten.“ Es war ein wunderschöner, sonniger Morgen an einem Spätsommertag, als sich zwei sonderbare, aber schöne Geschöpfe in die Luft erhoben und nach Osten flogen.

Sie flogen über Felder, Wiesen, Steppen und Wälder, über Hügel und Täler, über Berggipfel und Seen. Nach kurzer Zeit entdeckten die beiden, wie gut sie sich ergänzten, und unsere kleine Taube war glücklich wie nie zuvor. Sie hatte entdeckt, dass die Welt viel größer war, als sie jemals gedacht hatte. Mehr als einmal hatte sie Tränen der Freude in den Augen, welche auf den Boden fremder Länder fielen und so die Freude, die die kleine Taube spürte, in die Welt trugen.

Eines Tages gelangten sie in ein Land, in dem es sehr kalt war. Überall lag Schnee und die kleine Taube fror. Da nahm sie der Kormoran behutsam unter seine Flügel und sie kuschelte sich so fest in sein Gefieder, dass alle Kälte verschwand. Als sie Tage darauf gezwungen waren, auf dem offenen Meer auszuruhen, hatte die Taube Angst. Doch der Kormoran bot ihr an, sich auf seinen Rücken zu setzen, was sie dann auch tat. Sie gaben gewiss ein seltsames Bild ab, unsere beiden. Wo hat man schon jemals auf offener See einen Kormoran gesehen, auf dessen Rücken eine kleine, graue Taube schläft? Aber wenn Freundschaft im Herzen wohnt, ist auch dies möglich.

Nach einigen Tagen über dem Ozean, die Taube war schon ziemlich ausgehungert, gelangten sie an einen von Palmen überzogenen Strand. Es war da so schön, dass sie beschlossen, einige Tage dort zu bleiben. Futter gab es genug und schon nach kurzer Zeit waren sie umgeben von Vögeln, die der kleinen Taube sehr ähnlich waren, nur dass sie viel bunter waren. Eines dieser Tiere setzte sich neben die beiden und fragte: „Hallo ihr beiden! Wo kommt ihr denn her? Wir haben euch hier noch nie gesehen.“ Der Kormoran ergriff das Wort: „Wir kommen von sehr sehr weit her. Die kleine Kollegin hier wollte zum Mond fliegen und ich zeige ihr, weil es nicht möglich ist, dorthin zu gelangen, wie schön es auf unserer Welt ist.“ „Ach ja, der Mond“, meinte das bunte Tier und blickte hinauf zum Himmel. Der Mond war gerade aufgegangen. „Er ist nur von hier aus schön. Auf dem Mond selbst kann man nicht leben. Es ist unglaublich kalt da oben und es wächst dort auch nichts.“ „Woher willst du das wissen?“, fragte der Kormoran. „Warst du jemals dort?“ „Nein, aber es ist logisch, dass es dort eiskalt sein muss, weil es ja immer kälter wird, je höher man fliegt.“ Der sonst so kluge Kormoran war baff. Darauf war er noch nicht gekommen. „Ja, ist logisch“, antwortete er kurz.

Nach einem erstaunlich kurzen Sonnenuntergang glaubte die Taube zu träumen. Noch nie hatte sie so viele Sterne gesehen. Nie hätte sie gedacht, dass es so einen schönen Ort gibt. Sie kuschelte sich an ihren großen, schwarzen Freund und fragte: „Du, Kormoran, weißt du eigentlich, was die Sterne sind?“ Der Alte dachte kurz nach und sagte schließlich: „Ich weiß es nicht, aber es heißt, dass wir, wenn wir mal sterben, zu Sternen werden. Demnach wären das da oben alles die Seelen verstorbener Tiere.“ „Glaubst du das wirklich?“, fragte die Kleine, den Blick nicht vom Firmament abwendend. „Nein, ich glaube, dass wir zu Lichtstrahlen werden.“ „Zu Lichtstrahlen?“, wiederholte die Taube seine Vermutung. Mit seltsam trauriger Stimme sagte der alte Kormoran: „Wenn ich einmal sterben werde, dann verspreche ich dir, dass ich dich besuchen kommen werde.“ „Als Lichtstrahl?“ „Nein. Du musst Ausschau halten nach einem Kreis um die Sonne. Er hat die Farben des Regenbogens. Das werde ich sein.“ Er wusste selbst nicht, wie er darauf gekommen war. Er hatte einfach improvisiert. Er wollte nicht zu lange über dieses traurige Thema sprechen. „Du darfst mich nie verlassen, mein Freund!“ Bei diesen Worten schlief die kleine Taube ein. Sie fiel in einen tiefen Schlaf und begann zu träumen.

Sie flog zum Mond. Es war gar nicht weit und nach kurzer Zeit war sie beim Mond angekommen. Es war tatsächlich eine kalte und schroffe Welt und sie verspürte bereits nach kurzer Zeit den Wunsch, zur Erde zurückzukehren. Auf ihrer Rückkehr sah sie die Sonne in ihrem gleißenden Licht. Um die Sonne herum war ein wunderschöner Bogen, der dabei war, sich zu einem Kreis zu formen. Er leuchtete in den schönsten Farben. Da fielen ihr plötzlich die Worte ihres Freundes ein und sie verfiel in Panik. Unfähig, weiter zu fliegen, sank sie im freien Fall immer weiter zu Boden. Immer schneller, immer schneller ...

Es war ein wunderschöner Morgen an einem tropischen Strand, als eine kleine Taube aus einem Albtraum erwachte. Sie sprang auf, taumelte kurz und sah ihren Freund, den Kormoran, am Strand liegen. Sie hüpfte zu ihm und zog ihn mit ihrem Schnabel am Kopf. „Aua!“, schrie der Vogel auf. „Was tust du denn da?“, wollte er wissen. „Bin ich erleichtert! Ich dachte, dass dir was passiert wäre“, rief die kleine Taube. Der Alte machte beide Augen auf, streckte sich, als sie zu lachen begann. „Ich finde das gar nicht komisch“, murrte der Kormoran. Doch dann lachte er auch und die beiden genossen einen weiteren, wundervollen Tag im Paradies. Eines Tages beschlossen sie, weiterzufliegen. Schließlich gab es noch viel zu entdecken auf dieser herrlichen Welt.

Sie flogen über Urwälder und Savannen, bis sie eines Tages die Wüste erreichten. Die Hitze dort bekam dem Kormoran gar nicht. Seine geschickte Freundin fand jedoch nach kurzer Zeit eine Wasserstelle, an der sie eine Zeit lang verweilten. Tage später kamen sie in eine Gegend, in der es außer Blumenwiesen nichts zu geben schien. Es gefiel ihnen dort und sie beschlossen, auch dort ein paar Tage zu bleiben.

So glücklich sie auch waren, es fiel der kleinen Taube auf, dass es dem Kormoran von Tag zu Tag etwas schlechter zu gehen schien. In einer sternklaren Nacht dann war es soweit. Er konnte weder gehen noch fliegen. Die Taube fragte ihn: „Was hast du, mein Freund?“ „Ich glaube, es geht mit mir zu Ende.“ Sie begann zu weinen. „Du darfst nicht gehen. Verlass mich bitte nicht.“ „Ich bin alt“, erwiderte der große, schwarze Geselle. „Meine Zeit ist gekommen. Ich möchte mich aber noch bei dir bedanken. Du hast mich glücklich gemacht wie niemand zuvor. Ich wollte dir das schon am Strand sagen, wo wir so lange gelebt hatten. Du bist die Schönste von allen, auch wenn du nicht so bunt bist wie die Tauben dort. Deine Schönheit kommt von Herzen. Ja, du bist schön! Du bist die beste Freundin, die man sich wünschen kann.“ Die Taube schluchzte. Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie drückte ihren Kopf an seinen und weinte nur. Dann war es soweit. Der Kormoran kippte zur Seite und atmete nicht mehr. Die Sterne schienen hell und der Mond wachte über eine Wiese, auf der eine kleine Taube um ihren einzigen Freund trauerte. Sie blieb noch drei Tage und drei Nächte an seiner Seite, bis sie einsah, dass es keinen Zweck mehr hatte, weiter bei ihm zu verweilen. Sie flog in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Wieder vergoss sie Tränen über die Welt, diesmal jedoch solche der Trauer.

Viele Jahre später, die kleine Taube war inzwischen alt geworden, saß sie auf einer Kokospalme und blickte über das Meer hinauf zum Himmel. Der Himmel war blau und nur ein sanfter, weißer Schleier umgab die Sonne. Der Mond interessierte sie schon lange nicht mehr. Sie war auf der Suche nach etwas anderem. Sie hatte schon fast die Hoffnung aufgegeben, als plötzlich, ganz langsam, ein Bogen um die Sonne erschien. Zuerst war er kaum zu sehen, wurde dann aber immer kräftiger und formte sich schließlich zu einem vollendeten Kreis um die Sonne herum. Er leuchtete in den Farben des Regenbogens. Ihr altes Herz pochte. Entschlossen setzte sie zum Flug an. Es musste ihr lieber Freund, der Kormoran sein. Sie flog hinauf, immer höher. „Ich komme zu dir, mein liebster Freund!“, rief sie, während sie so hoch wie nie zuvor stieg. Die Luft wurde kälter und dünner. Doch das störte sie nicht. Mit aller Kraft flog sie weiter. Sie hatte nur noch diesen einen Wunsch. Langsam schwanden ihr die Sinne, aber sie flog tapfer weiter. Der Sonnenkreis zog sie weiter an. Dann sah sie, wie sich ein zweiter Kreis um den ersten bildete. Er war noch schöner. Um die beiden Kreise sah sie viele andere, wunderschöne Lichtkreise. Es mussten tausende sein. Es war so schön. Dann merkte sie, dass sie nicht mehr flog. Sie schwebte nur noch, höher, immer höher, hin zu den ersten beiden Kreisen, die die Sonne umgaben.

Die Letzte ihrer Art

Die letzten Tage des Sommers zeigten ihr weiches, liches Antlitz und die Rosen am Rande einer großen Wiese ehrten die Landschaft mit ihren wunderschönen, roten Blüten. Es war still, kein Vogel sang mehr sein Lied, und auch die Insekten, die sonst immer durch die Lüfte brummt und summt, schienen wie vom Erdboden verschluckt.

Plötzlich unterbrach ein leises, kaum hörbares Summen die Stille. Eine kleine Biene flog heran und setzte sich auf eine der letzten Rosenblüten des Jahres. Sie atmete schnell, so als wäre sie völlig erschöpft. Als sie sich langsam erholte, sah sie sich um, konnte aber kein anderes Insekt entdecken. Sie fühlte sich einsam wie nie zuvor.

Da kam, wie aus dem Nichts, eine kleine, wunderschöne, leuchtende Gestalt mit Flügeln wie die einer Libelle herangeflattert und setzte sich auf eine der Rosenblüten dicht neben die Biene. Es war eine Elfe, wie die Biene sofort erkannte. Die Elfe machte es sich bequem, zog die Knie dicht an ihren Körper und schwang die zierlichen Arme darum. Sie legte den Kopf zur Seite und betrachtete die Biene. Dann sprach sie: „Warum bist du so traurig, kleine Biene?“ Die Biene antwortete: „Ich bin so traurig, weil ich meine Artgenossen verloren habe. Egal, wo ich auch hinfliege, ich kann keine anderen Bienen finden. Nicht einmal Schmetterlinge oder Grashüpfer habe ich in den letzten Tagen gesehen. Sag mir, du Tochter der Lüfte und des Mondes, hast du welche gesehen?“

Nun wurde auch die Elfe etwas traurig. Sie senkte ihren Blick und sagte: „Auch ich habe seit Tagen kein einziges Tier mehr gesehen. Weder auf der Weide, noch im Wald. Ich flog durch Busch und Tann, über Flur und Fels und saß an mancher Quelle, aber außer einem frechen Wurzelkobold bin ich niemandem begegnet. Ich weiß nicht was, aber irgend etwas stimmt hier nicht und ich glaube, dass die Menschen damit zu tun haben.“

Die Biene, welche den Worten der Elfe aufmerksam lauschte, begann nun herzerreißend zu weinen. „Ach, sei nicht so traurig, meine kleine pelzige Freundin!“, tröstete sie die Elfe. „Ich kann leider nicht länger bleiben, unsere Königin hat beschlossen, dass wir uns auf den Weg machen. Wir werden dieses Land verlassen.“ Mit Tränen in den Augen fuhr die Elfe fort: „Wenn du möchtest, kannst du mitkommen. Unsere Königin hat sicher nichts dagegen. Ich glaube, diese Welt ist ohnehin verloren.“ Mit größter Leichtigkeit hüpfte sie hinüber auf die Blüte, auf der die Biene saß. Behutsam strich sie ihr über den pelzigen Kopf und gab ihr einen Tropfen des heilsamen Elfennektars zu trinken. „So, das wird dir wieder Kraft geben.“ Sie bemühte sich, sehr freundlich zu sein und zwang sich zu einem Lächeln.

Die Biene, die den Nektar dankbar annahm, schien nun aber noch trauriger zu sein und in ihrem Schwermut seufzte sie: „Danke, liebe Elfe, aber ich werde hier bleiben, denn hier bin ich zu Hause und hier gehöre ich hin. Geh du nur mit deinem Volk. Du sollst glücklich sein, wo immer du auch hingehen magst.“ Als die Elfe gerade ihren Mund zum Sprechen öffnen wollte, hörte sie in der Ferne eine helle Stimme singen. Es war die Elfenkönigin, die ihr Volk zum Aufbruch rief. Die Elfe umfasste mit beiden Händen zärtlich den Kopf der Biene und sprach: „Ich muss mich eiligst auf den Weg machen. Wenn du hier bleiben möchtest, dann pass bitte auf dich auf. Ich wünsche dir alles Glück der Welt, dass du deinesgleichen noch triffst!“ Dann sauste sie davon.

Die Biene hielt noch tapfer durch. Mehrere Tage verweilte sie am Rande der großen Wiese, wo die Rosenblüten inzwischen fast alle verblüht waren. Dann starb sie. Sie war die Letzte ihrer Art. Als der Frost einsetzte, verlor auch die letzte Rose ihre einst schönen roten Blüten und das Land wurde fahl wie Stein. Nur ein paar Grashalme erinnerten noch als Nachhall einer schönen Zeit an die Vielfalt des Lebens, welche es einst gab, dort am Rande der ehemals saftig grünen, großen Wiese.

Elfenkind

In den wunderschönen South Downs in England lebte einmal ein Mädchen zusammen mit ihrem Bruder und ihren Eltern in einem gemütlichen Haus am Rande eines kleinen Ortes. Das Mädchen hieß Elly und war ein richtiger Sonnenschein. Sie hatte die seltene Gabe, alle mit ihrem schallenden Lachen anzustecken. Alle mochten sie und freuten sich, wenn sie Elly sahen. Alle, außer Sean, ihrem Bruder. Er verhielt sich seiner Schwester gegenüber sehr oft feindselig und je mehr er dies tat, desto mehr wurde er dafür von seinen Eltern gescholten.

Nun muss man wissen, dass, so beliebt Elly auch war, das Leben mit ihr alles andere als leicht war. Sie hatte das Downsyndrom und brauchte in vielen Belangen des Lebens Hilfe und Betreuung. Das einzige, was sie wirklich sehr gut konnte, war Klavierspielen. Die Eltern liebten klassische Musik und so war es ihr Wunsch gewesen, beide Kinder bereits sehr früh zum Klavierunterricht zu schicken, was mit Elly nicht immer leicht war, da sie ihren eigenen Kopf hatte. Dafür hatte sie ein echtes Talent für das Klavierspiel und für Musik allgemein. Sean hingegen mochte das Musizieren gar nicht und er hasste den wöchentlichen Unterricht bei Mrs. Farnon, und da er mehr schlecht als recht lernte, hatte er nur mäßig Erfolg. Da konnten die Eltern noch so sehr betonen, dass er froh sein solle, dass Mrs. Farnon im Ort lebe und Unterricht gebe.

An Ellys 13. Geburtstag, es war der 31. März, passierte etwas Unglaubliches. Während ihr Bruder, der erst zwei Wochen zuvor seinen elften Geburtstag gefeiert hatte, noch tief und fest schlief, schlich sich Elly die Treppe hinunter in der Annahme, unten würden schon die Eltern mit Geburtstagsgeschenken auf sie warten. Als sie diese aber nicht vorfand, beschloss sie in der Küche zu warten und sah derweil aus dem Fenster. Was sie da sah, versetzte sie in höchstes Staunen. Am Haus gegenüber saßen zwei riesige schwarz-weiße Vögel. Elly konnte jetzt nicht länger ruhig bleiben und rief so laut nach ihren Eltern, dass man es wahrscheinlich bis zu den Klippen von Dover hören konnte.

Als die Eltern, durch die Rufe ihrer Tochter in Panik versetzt, die Treppe hinunter stürzten, wollten sie sogleich wissen, was denn passiert sei. Da zeigte Elly durch das Fenster auf die beiden Vögel. Ihr Vater bückte sich tief und als er die Vögel sah, brach es aus ihm heraus: „Das gibt's ja nicht! Schau mal, Liebling, das sind doch Störche, oder?“ Seine Frau bestätigte dies und alle drei gingen nach draußen, um sich das Spektakel näher anzusehen. Es waren wirklich Weißstörche, die es sich da oben auf dem Schornstein des Nachbarn gemütlich machten. Sie begannen sogar schon ein Nest zu bauen. Ein anderer Nachbar stand ebenfalls bereits auf der Straße und beobachtete das Schauspiel. Er meinte, es wäre eine echte Sensation, da in England schon seit Jahrhunderten keine Störche mehr nisteten. Das Staunen wich bald einer

nüchternen Freude über dieses Ereignis. „Alles Gute zum Geburtstag, meine kleine Maus!“, sagte die Mutter zu Elly und fügte hinzu: „Die scheinen gespürt zu haben, dass du heute Geburtstag hast und wollen dir nun eine Freude bereiten, indem sie hier, wo du sie immer sehen kannst, brüten.“ Elly staunte noch immer und lächelte in ihrer so liebenswerten Weise. Dann lachte sie, laut und ansteckend wie immer, so dass nach kurzer Zeit alle mitlachen mussten.

Inzwischen war auch Sean munter und sah dem Geschehen misstrauisch aus dem Fenster in seinem Zimmer zu. Es kochte in ihm, wenngleich er nicht genau wusste, warum. Vielleicht war es deshalb, weil alle Spaß hatten und er wieder nicht dabei war. Vielleicht war es aber auch deshalb, weil seine Eltern, egal bei was, seine Schwester ihm vorzogen. Zumindest hatte er das Gefühl, dass es so war. Der Tag war für ihn jedenfalls gelaufen und er dachte sich, dass er sie aus tiefstem Herzen hasste, was ihn noch trauriger machte, weil er nicht seine eigene Schwester hassen wollte. Doch die Gefühle waren stärker als seine Vernunft.

Die Störche brüteten und bald waren Junge zu sehen, die ihre Schnäbel bei jedem Wetter ausstreckten, wenn ein Elternvogel angeflogen kam. Für Elly war klar, die Störche durften den Ort nie mehr verlassen, so sehr liebte sie sie. Doch eines Tages waren die Kleinen fast so groß und stark wie die Eltern und sie machten gemeinsam mit diesen Ausflüge zu den nahe liegenden Wiesen. Das Mädchen wurde in diesen Momenten immer traurig und freute sich umso mehr, wenn die Vogelfamilie zum Haus zurückflog. Elly beobachtete die Störche und ihre Eltern beobachteten sie dabei. Alle waren glücklich. Nur Sean nicht, er verfolgte die Szenerie jedes Mal mit Argwohn und wünschte die Vögel samt seiner Schwester weit weg.

Doch dann kam der Tag, an dem die Störche davonflogen, ohne wiederzukehren. Die Tage wurden kühler und die ersten Nebel zeigten sich auf den umliegenden Wiesen. Elly wurde immer trauriger, je länger sie auf ihre Freunde wartete. Die Eltern trösteten sie, indem sie ihr erklärten, dass die Störche nun gegen Süden fliegen mussten, um im Winter nicht zu erfrieren, und dass sie im nächsten Jahr bestimmt zurückkehren würden. Sie müsse sich nur gedulden. Elly schüttelte aber nur wie wild den Kopf und weinte stundenlang. Kein Lachen erklang mehr im Haus und das Mädchen war so traurig, dass sie nicht einmal mehr essen wollte. Sie konnte echt sehr stur sein, und wenn sie sich was in den Kopf gesetzt hatte, musste es so geschehen. Als sie ihre Drohung wahr machte und begann, in den Hungerstreik zu treten, machten sich ihre Eltern richtige Sorgen. So stur war sie noch nie gewesen. Zwar gelang es ihnen mit Hilfe des hiesigen Arztes, sie zum zeitweiligen Essen zu bewegen, ihr Schmerz über den Verlust der gefiederten Freunde aber blieb und sie wurde zunehmend kränklicher, bis sie am Ende fast nur noch im Bett lag. Der Herbst wich inzwischen einem herannahenden Winter und Ellys Eltern verbrachten noch mehr Zeit als bisher mit der Fürsorge für ihre Tochter.

Es war ein kalter und trüber Tag, als Sean die Schule verließ und sich aufmachte zu Mrs. Farnon, welche ihm vor der Unterrichtseinheit noch einen Tee machte. „Setz dich mal auf das Sofa und wärme dich ein wenig auf, du bist ja ganz durchgefroren. So kannst du nicht Klavierspielen“, sprach die Klavierlehrerin fürsorglich. Sean bedankte sich, schien aber, wie schon bei den Besuchen in den Wochen zuvor, sehr traurig zu sein. Viel hatte er zwar nie gesprochen, aber irgendetwas betrübte ihn jetzt besonders, wie Mrs. Farnon vermutete. Als sie ihn nach dem Wohlbefinden seiner Schwester fragte, wurde sein Blick noch trauriger. „Sean, möchtest du mit mir reden? Dich bedrückt doch was. Spuck's schon aus!“, ermutigte ihn die nette Dame. Da zog Sean die Unterlippe nach oben und begann zu weinen. Mrs. Farnon stellte ihre Teetasse auf den Tisch und setzte sich zu ihm. „Sean, was ist los?“, fragte sie ihn, diesmal in einem zärtlicheren Ton. Da weinte er heftiger und es brach aus ihm heraus: „Ich hasse sie! Ich hasse sie!“ Sie nahm seine Hände, welche er mit der Handfläche nach oben zur Seite gestreckt hatte, um seiner Aussage stärker Ausdruck zu verleihen. „Wen hasst du?“ „Meine Schwester, die Prinzessin!“, winselte er, wobei er letzteres mit einer langen und abwertenden Betonung auf der zweiten Silbe aussprach. „Ich halte es nicht mehr aus mit ihr! Meine Eltern haben sie viel lieber als mich. Sie darf alles, sie bekommt die ganze Aufmerksamkeit, während ich nur Dreck bin!“ Mrs. Farnon reichte ihm ein Taschentuch. „Schon gut, Sean! Erzähl weiter, ich höre dir zu“, versuchte sie ihn zu beruhigen. „Sie ist anstrengend. Einmal lief sie mit einem Sack in der Hand davon. Als wir sie Stunden später fanden, meinte sie, sie wollte nur den Regen und den Wind einfangen. Ein anderes Mal wollte sie den Winter draußen mit den Mäusen verbringen, damit sie ihnen Wärme und Schutz geben kann. Die spinnt doch. Die kann sich nicht einmal richtig ihre Schuhe zubinden. Und Fleisch isst sie auch keines, sie möchte gar nichts von Tieren essen. Ist das normal? Hätte sie einen Tag später Geburtstag, wäre sie ein Aprilscherz. Sie ist ein Aprilscherz! Ich hasse sie einfach!“ Nachdem er dies ausgesprochen hatte, lief er, ohne sich seine Schuhe anzuziehen, aus dem Haus. Mrs. Farnon lief so schnell sie konnte hinterher. Beide kamen, völlig außer Atem, auf einer nahe gelegenen Wiese zum Stehen. Sean saß im Gras und heulte lautstark. Seine Klavierlehrerin stützte sich mit den Händen auf die Knie und als sie wieder zu Atem kam, meinte sie nur, dass er seine Schuhe vergessen habe und lachte dabei. Sean hätte wahrscheinlich mit allem gerechnet, aber nicht damit. Er begann ebenfalls zu lachen, wischte sich die Tränen weg und stand auf. Mrs. Farnon schnappte sich den Jungen und umarmte ihn ganz fest. Sean weinte und lachte, beides gleichzeitig. „Komm, lass uns wieder zurück gehen“, schlug sie vor.

Wieder im Haus angekommen, setzte Mrs. Farnon eine neue Kanne mit Wasser für den Tee auf. An Klavierunterricht war an diesem Tag nicht mehr zu denken. Während sie in der Küche stand, dachte sie nach. Da fiel ihr ein, dass es ihn immer glücklich

gemacht hatte, wenn sie ihm Sagen und Mythen erzählte, welche es auf den britischen Inseln zur Genüge gab. „So, bitteschön, da hast du noch einen guten, heißen Tee“, sagte sie und setzte sich dabei zu ihm auf das Sofa. „Sag mal, habe ich dir schon einmal von den Elfen erzählt? Ich meine nicht die hässlichen kleinen Kobolde, sondern die schönen und reinen Feen, welche in den Wäldern, aber auch auf den Wiesen leben, wo sie sich um die Blumen und die Tiere kümmern.“ Sean nippte an seinem Tee und schüttelte nur kurz den Kopf. „Manchmal beschließen diese Feen, bei den Menschen zu leben.“ Sean wurde neugieriger. „Na ja, hast du dir schon einmal überlegt, warum deine Schwester so tierlieb ist und warum sie so ...“, sie machte eine kurze Pause, „... anders ist?“ Sie wusste, dass sie hoch pokerte, glaubte aber, dass es richtig sei, was sie tat. „Hast du dir schon einmal überlegt, warum gerade zu euch Störche kommen? Ich meine, seit Jahrhunderten haben keine Störche mehr in England genistet. Außer einmal, glaube ich, in Norfolk oder so. Also ich glaube, dass das kein Zufall ist.“ Die Lehrerin wusste, dass sie jetzt sehr vorsichtig sein musste, machte aber weiter: „Sean, deine Schwester ist natürlich ein Mensch, das weißt du so gut wie ich. Aber sie ist vielleicht auch deshalb so besonders, weil sie was Elfenhaftes hat. Deine Schwester ist ein Menschenkind, aber vielleicht auch ein Elfenkind.“ Sean stand der Mund offen, er wusste nicht, was er sagen sollte. Er überlegte, dann fragte er: „Aber wie kann das sein?“ „Ich weiß es nicht“, antwortete Mrs. Farnon. „Sean, auch du bist was ganz besonderes. Deine Eltern lieben dich, das weiß ich ganz genau. Sie können dir nur nicht so viel Aufmerksamkeit schenken wie deiner Schwester, weil sie vieles im Leben nicht so gut kann wie du. Aber sie lieben dich ganz bestimmt, glaub mir!“ Sean schien nun völlig verwirrt zu sein. Dann begann er wieder zu weinen, blickte hilfesuchend zu seiner Lehrerin und fragte sie: „Ich hasse sie nicht! Ich weiß nur nicht, was ich tun soll, dass ich auch Aufmerksamkeit bekomme. Eigentlich habe ich große Angst um meine Schwester. Was soll ich tun?“ „Dass deine Eltern deiner Schwester viel Aufmerksamkeit schenken müssen, damit musst du leben. Aber du weißt ja jetzt, dass sie wie ein Elfenkind ist. Glaub mir, eure Eltern lieben euch beide gleich, widmen müssen sie sich aber mehr ihr, weil sie Hilfe braucht. Sag mal, hast du eigentlich schon mal mit deiner Schwester gemeinsam Klavier gespielt?“ Mrs. Farnon war sich mittlerweile sicher, dass ihre Idee mit dem Elfenkind gar nicht so schlecht war. Nachdem Sean erklärte, dass er so gut wie nie mit seiner Schwester gemeinsam spiele, weil ihn die Musik, die sie mag, nicht so sehr interessiere, hatte sein Gegenüber eine Idee. „Elly ist krank, ziemlich krank. Die Störche werden, wenn überhaupt, nicht so schnell wiederkehren. Aber sie hat dich, oder besser gesagt sie hätte dich, wenn du auf sie eingehen würdest. Stell dir vor, du wärst ihr Ritter, der sie beschützt.“ Dieser Gedanke gefiel ihm und er meinte, er könne ja mal mit ihr spielen. Die beiden sprachen noch sehr lange. Dann schickte sie ihn nach Hause, es war schon spät und die Eltern sollten sich keine Sorgen machen.

Auf dem Heimweg dachte er über die Worte seiner Klavierlehrerin nach. Das erste Mal seit langer Zeit war sein Gemüt nicht getrübt, war er nicht traurig. Zu Hause ging er sofort in Elly's Zimmer, um nach ihr zu sehen. Sie schlief. Er setzte sich zu ihr. Er dachte sich, dass sie ein Elfenkind wäre und betrachtete sie das erste Mal wirklich genau. Er nahm eine ihrer Hände, was er noch nie zuvor getan hatte. Elly erwachte und blickte ihn mit ihren schönen, großen Augen und einem breiten Lächeln an. Da wusste er, dass Mrs. Farnon die Wahrheit gesprochen hatte. Die da vor ihm lag, war was ganz Besonderes. Elly war zwar seine Schwester, aber sie war auch ein echtes Elfenkind. Mehr noch, sie war die Königin aller Elfen, die beschlossen hatte, in eine Menschenfamilie hineingeboren zu werden. „Gehen wir zum Klavier?“, fragte Sean mit zarter, gebrochener Stimme. Ohne zu zögern nickte Elly und setzte sich auf. Ihr Bruder stützte sie und begleitete sie zum Klavier. Dort angekommen fragte er sie, welches Stück sie gerne hätte. Er wusste, welche Musik sie mochte. Mendelssohn und Schumann liebte sie besonders und so schlug er die ersten Töne von Schumann's Träumerei aus den Kinderszenen an. Da ging, ohne dass die Kinder es merkten die Türe auf und beide Eltern spähten ins Zimmer. Mutter kaute vor lauter Freude und Aufregung an ihren Fingernägeln, während sie Vater von hinten zärtlich umarmte. Elly war nun, wie immer beim Klavierspielen, sehr ernst und spielte, so gut das zu zweit ging, mit. Als sie sich mit den Händen in die Quere kamen, begann sie schallend zu lachen, was sie schon seit längerem nicht mehr getan hatte. Sean bemühte sich, die richtigen Tasten zu finden und begann ebenfalls zu lachen. Die Eltern konnten nicht glauben, was sie da sahen. Dann entdeckten die Kinder die Eltern, welche daraufhin das Zimmer betraten, um beide Kinder gleichermaßen zu umarmen. „Danke, Sean, wir haben dich unendlich lieb“, flüsterte die Mutter in sein Ohr. Elly gestand, dass sie einen riesen Appetit auf Kartoffeln hätte, was die Mutter sofort in die Küche stürzen ließ, um ihr etwas zu kochen. Vater blieb noch und sah den Kindern beim Klavierspielen zu.

Elly erholte sich in den nächsten Wochen so gut, dass sie bald wieder völlig gesund war. Sean verbrachte so viel Zeit wie möglich mit seiner Schwester, erzählte ihr die tollsten Geschichten und lachte mit ihr bei jeder Gelegenheit. An Elly's vierzehntem Geburtstag waren die Eltern die Ersten unten in der Küche. Es wäre fast zu schön, wenn die Störche genau an diesem Tag zurückkehrten. Und tatsächlich kamen sie. Kurz vor Mittag landeten beide Storcheltern anmutig beim Schornstein des Nachbarn. Die Eltern konnten es fast nicht glauben. Vater beeilte sich, den Kindern die freudige Mitteilung zu machen und öffnete die Türe zum Zimmer seiner Tochter. Die Kinder saßen am Klavier und musizierten. „Draußen gibt es eine Überraschung! Kommt schnell!“, lockte der Vater die Kinder. „Ich weiß, die Störche sind wieder da“, sagte Elly bestimmt aber weiter auf die Tasten schauend. „Willst du ... ich meine wollt ihr sie nicht sehen?“, fragte Vater nun ungeduldig. Da stand Elly auf. „Kommst du, Sean?“ „Ich komme gleich nach. Möchte nur

noch dieses Stück fertig spielen“, antwortete Sean. Draußen schien die Sonne von einem wolkenlosen Himmel und es hatten sich bereits ein paar Nachbarn versammelt, um das wundervolle Schauspiel zu genießen. Die Störche saßen auf dem Schornstein und Elly begrüßte sie, indem sie auf und ab sprang und dabei in die Hände klatschte. Sie lachte und wieder lachten alle Anwesenden mit ihr. Vater hielt Mutter im Arm. „Kommt Sean auch gleich?“, wollte Mutter wissen. „Er wird gleich hier sein.“

Draußen saß Sean alleine am Klavier. Er knackste mit den Fingern und versuchte sich besonders zu konzentrieren. Dann begann er zu spielen. Während des Spieles dachte er bei sich: „Das, meine liebe Elly, spiele ich nur für dich. Du bist meine Schwester, aber du bist auch meine Elfenkönigin. Ich werde immer für dich da sein, schließlich bin ich dein Ritter.“ Elly hatte inzwischen aufgehört zu springen und stand nun ruhig da. Sie lächelte und ihr Blick war auf ihre beiden Freunde auf dem Dach gerichtet. Der Wind strich durch ihr Haar, als jemand ihre Hand Hand nahm. Es war Sean, ihr liebster Bruder und ritterlicher Beschützer.

Emily und das Weihnachtswunder

Eine Weihnachtsgeschichte

Emily blickte aus dem Fenster und betrachtete die Schneeflocken, die unaufhörlich auf den verschneiten Waldboden fielen. Neben ihr lag ihr kleiner Bruder Robert auf einem speziellen Bett, welches die Eltern überall für ihn mitnehmen mussten, da er schwer behindert war und von seiner Umwelt fast nichts mitbekam.

In diesem Jahr hatten die Eltern beschlossen, das Weihnachtsfest fern von zu Hause in einer abgeschiedenen Waldhütte zu verbringen. Emily vermutete, dass sie diesen Entschluss gefasst hatten, weil sie in letzter Zeit fast nur noch gestritten hatten. Sie hatten wahrscheinlich daran gedacht, dass sie in der Abgeschiedenheit wieder mehr zueinander finden würden. Sollte das ihre Absicht gewesen sein, war sie gründlich danebengegangen. Emily hörte, wie ihre Eltern in der Küche stritten. Sie bemühten sich zwar, dabei leise zu sein, aber es war trotzdem nicht zu überhören. Sie betrachtete ihren Bruder, der neben ihr lag und wie immer ziellos die Decke anstarrte, während er wieder mal seine Hände schmerzhaft verdrehte. Sie wandte sich ihm zu, richtete ihm sanft die Hände gerade und strich ihm mit dem Handrücken über eine seiner Wangen. „Ach Robert, was würde ich nur dafür geben, dass du nur einmal lächeln könntest. Was würde ich dafür geben, dass du nur glücklich sein könntest.“

In der Küche wurde die Streiterei nun lauter. Die Küchentüre öffnete sich und ihre Mutter trat in die Stube. Mit einem bemühten Lächeln sprach sie zu ihrer Tochter: „Könntest du bitte den Tisch abräumen? Es gibt in Kürze Essen.“ Emily fragte, was es denn gäbe, worauf ihre Mutter antwortete: „Das weißt du doch. Es gibt das gleiche wie jedes Jahr: Weihnachtskarpfen.“ Da wurde Emily noch trauriger, begann zu weinen und stieß hervor: „Du hast aber versprochen, dass es dieses Jahr kein totes Tier zu Weihnachten gibt!“ „Das haben wir jetzt schon so oft besprochen, Emily, du brauchst Fleisch für deine Entwicklung und außerdem ist es gesund!“, entgegnete ihre Mutter. Jetzt war Emily richtig wütend: „Ihr schafft es nicht einmal an einem Tag im Jahr, euch zu vertragen und auf Tierleid zu verzichten! Ich will euer Weihnachten nicht! Feiert doch alleine!“ Mit diesen Worten rannte sie hinaus ins Freie, wo das Schneegestöber inzwischen zugenommen hatte. Sie rannte und rannte, immer tiefer in den dunklen Wald. Sie hörte ihre Mutter zwar rufen, war aber so wütend, dass sie nicht darauf reagierte. „Ist es denn so schwer, einmal im Jahr lieb zueinander und friedvoll zu allen zu sein?“, fragte sie sich selbst. „Ich pfeife auf die ganzen Spielsachen, von denen ich eh schon mehr als genug zu Hause habe! Ich möchte, dass sich meine Eltern wieder vertragen! Ich möchte, dass sie sich lieb haben! Ich möchte, dass mein Bruder glücklich

ist, ich möchte, dass er endlich erfahren kann, was Glück ist! Und verdammt noch mal, ich möchte, dass nie wieder ein Tier für uns leiden muss, weder zu Weihnachten, noch sonst irgendwann!“ Bei diesen Worten, die sie laut ausrief, brach sie zusammen und blieb im Schnee liegen, wo sie auf wundersame Weise einschlief, ohne die Kälte der Winternacht und des Schnees zu spüren.

Als sie aufwachte, wunderte sie sich, dass ihr überhaupt nicht kalt war und dass sie ihre Mutter nicht mehr rufen hörte. Alles war sonderbar friedlich und still. Sie stand auf und versuchte ihre Spuren zu finden, um in die Hütte zurück zu kehren. Aber da waren keine Spuren. Es schien ihr, als wäre sie nie hierher gelaufen, sondern schon immer da gewesen. Es war so still geworden, dass sie ihren eigenen Atem und ihr eigenes Herz pochen hörte. Als sie sich erstaunt umblickte, sah sie plötzlich zwei kleine Gestalten unter einem der Bäume sitzen, worüber sie sehr erschrak. „Nicht erschrecken!“ rief eine der beiden Gestalten, „Wir tun dir nichts!“ „Wer seid ihr?“, fragte Emily neugierig. „Ach ja, wir haben uns ja noch gar nicht vorgestellt. Ich bin der freche Karl und der Typ da neben mir ist der schlimme Jakob. Wir sind keine Menschen, sprechen aber deine Sprache.“ „Keine Menschen? Was seid ihr dann?“, wollte das Mädchen wissen. „Na ja, wie soll ich uns beschreiben? Nun, stell dir einfach vor, wir beide wären Weihnachtselfen oder -wichtel. Ja, das trifft es wohl am besten“, erklärte Karl. „Weihnachtswichtel?“, wiederholte Emily und begann zu schmunzeln. „Könnt ihr mir helfen? Ich habe mich verirrt und meine Eltern machen sich sicher schon Sorgen“, bat sie die beiden. Da blickten sich die Wichtel einander an und verzogen das Gesicht. „Na ja!“, sprach Jakob, „So einfach geht das nicht. Du musst wissen, dass du dich nicht mehr ganz in deiner Welt befindest.“ „Nicht mehr in meiner Welt? Wo dann?“, wollte Emily wissen. „Du hast irgendwas an dir, was ungemein stark und mächtig ist und du hast Wünsche geäußert, die gehört wurden. Wir bringen dich mal zu jemandem, der dir die Sache besser erklären kann. Nimm einfach unsere Hände und halte dich gut fest! Hab keine Angst!“. War es Neugier oder Angst, jedenfalls stapfte Emily auf die beiden zu und nahm ohne zu zögern deren Hände. In diesem Moment passierte etwas Unglaubliches. Sie hoben vom Boden ab und flogen gemeinsam durch den Winterwald.

Sie flogen durch das Schneegestöber und Emily kam es vor, als wären die Schneeflocken Sterne, die an ihr vorübersausten. Alle drei lachten und die beiden Wichtel machten geschickte Ausweichmanöver, um nicht an einen Baum zu krachen. Nach ein paar Minuten landeten sie auf einer Waldlichtung, wo sie sich in den Schnee setzten um zu verschnauften. Da fragte sie: „Und wen bitte schön sollen wir hier treffen?“ Noch bevor einer der beiden Wichteln antworten konnte, kam aus der Finsternis eine hell leuchtende Gestalt auf sie zu. Sie sah fast aus wie ein Mensch, nur irgendwie glatter und reiner und man erkannte das eigentliche Gesicht nicht wirklich, weil es von einem silbrigen Leuchten durchdrungen und umgeben war. Emily riss den

Mund auf, sie hatte noch nie etwas derart Schönes gesehen. Mit leiser, piepsender Stimme fragte sie: „Wer bist du? Du bist wunderschön!“ Im Gesicht dieses Wesens war nun schwach ein Lächeln erkennbar. „Ich bin ein Freund, der dir helfen möchte“, sprach die Gestalt mit einer unglaublich sanften und warmen Stimme. „Hast du auch einen Namen, Freund?“, fragte Emily stotternd. „Mein Name tut nichts zur Sache, aber du darfst mich gerne Genius Pax nennen, das trifft es vielleicht am ehesten“, sprach das Wesen. Das Mädchen antwortete frech: „Ich nenne dich einfach Genius, in Ordnung?“ „In Ordnung!“ Jetzt war das Lächeln noch deutlicher erkennbar. „Ich habe deine Verzweiflung gespürt, deine Wünsche gehört und in dein Herz gesehen. Ich glaube, dass ich dir helfen kann“, ermutigte Genius Emily. „Komm mit mir mit, ich nehme dich mit auf eine Reise, nach der sich alles ändern wird, sofern du Erfolg hast.“ Obwohl Genius sie nicht darum gebeten hatte, nahm Emily intuitiv seine Hand und die beiden flogen los. Sie drückte ganz fest seine Hand und spürte ein bisher nie dagewesenes Glück. Sie sah, wie ihr die beiden Wichteln nachwinkten. „Dürfen die beiden nicht mit?“, fragte sie den Geist. „Sie müssen hier bleiben, da sie nicht in der Lage sind, an den Ort zu gelangen, zu dem wir gehen.“ Obwohl sie das bedauerte, war sie in keiner Weise traurig, weil sie irgendwie das Gefühl hatte, dass alles gut so war.

Sie flogen über die Erde und sahen die Sterne in ihrem gleißenden Licht. Oder waren es Schneeflocken? Die Realität verschwamm und Emily war nicht mehr in der Lage, klare Gedanken zu fassen. Stattdessen kam es ihr vor, als ob sie ihre Gefühle immer stärker spürte, je länger sie flogen. Es waren aber keineswegs schlechte Gefühle, sondern pures Glück, welches in seiner Intensität stetig zunahm. Da sah sie in der Ferne etwas, das in ihren Augen aussah wie ein Eispalast. „Fliegen wir dorthin?“, fragte sie. Genius blickte sie an und nickte fast unmerklich. Der Palast kam immer näher und als sie dort anlangten, legten sie eine sanfte Landung hin. Der Eingang zu diesem Palast, welcher in allen möglichen Silber- und Blautönen schimmerte, sah aus wie ein gläsernes Portal, einladend und freundlich. Sie gingen in das Innere, immer weiter hinein, bis sie schließlich in einen großen Saal gelangten, in dessen Mitte ein großes Gefäß, welches wie ein wunderschöner Brunnen aussah, stand. Genius deutete dem Mädchen, sich über dieses Gefäß zu beugen. Als sie dies tat, sah sie darin ein Meer an Farben, alle schimmernd und leuchtend, welche sich in ihrem Gesicht spiegelten. Noch mehr erstaunt als zuvor fragte sie, was das sei, worauf ihr Genius antwortete: „Das, meine liebe Emily ist das Innere deines Herzens. Du bist etwas ganz Besonderes. Es gibt nicht viele Menschen, die so viel Liebe in sich tragen wie du. Nur deshalb war es dir auch möglich, überhaupt an diesen Ort zu gelangen.“ „Sag mir, Genius, wie kann ich es schaffen, dass meine Wünsche in Erfüllung gehen?“, fragte sie und erhielt als Antwort: „Ich kann dir dabei nur so viel helfen, als dass ich dir den Weg zeige. Gehen musst du ihn allerdings selber.“ Sie hatte nicht ganz verstanden und fragte noch mal: „Was muss

ich tun?“ Der Geist führte einen seiner Zeigefinger an seine fast nicht sichtbaren Lippen und deutete mit dem anderen in das Gefäß. Da verstand sie, was zu tun sei. Vorsichtig fasste sie mit beiden Händen in das Gefäß und als sie sie wieder heraus nahm, waren diese voll mit Flocken, die wie Schneeflocken aussahen und in allen Farben leuchteten. „Fülle so viel du kannst davon hier rein und begleite mich!“, sprach der Geist nun und reichte dem Mädchen etwas, das die Form eines Horns hatte. Emily füllte so viel sie konnte in das Horn, nahm dieses mit der einen Hand und reichte Genius die andere. Mit einem kecken Lächeln sagte sie: „Komm, mein Freund, lass uns Liebe in die Welt bringen!“

Da sausten die beiden nur drauf los, hinaus aus dem Palast. Sie flogen über Wiesen, über Wälder, durch Schneegestöber und durch die Wolken und überall streute Emily die Flocken aus, welche sogleich alles zum Leuchten brachten. Als sie gerade über eine Wiese flogen, beschloss Genius zu landen. Es war Nacht, die Sterne leuchteten in unglaublicher Fülle und das intensiv grüne und ebenfalls leuchtende Gras war von keiner Schneedecke bedeckt. Einige Meter entfernt sah Emily ein Bett stehen. Sie ging darauf zu und nach ein paar Schritten erkannte sie es. Es war ein ganz spezielles Bett, auf welchem ihr Bruder lag. Er sprach kein Wort, sah sie aber an und lächelte dabei. Sie brach sofort in Tränen aus, kniete sich zu ihm und drückte ihre Stirn auf seine. Schluchzend flüsterte sie: „Robert, du lächelst.“ Da nahm Genius sie zärtlich am Arm und sprach: „Du kannst nicht die ganze Welt verändern. Aber deine Liebe ist derart mächtig, dass du damit einiges wirst erreichen können. Du wirst deinen Bruder bald wieder in deiner realen Umgebung sehen. Aber jetzt komm, ich zeige dir noch etwas anderes!“

Sie erhoben sich und starteten zu einem weiteren Flug. Diesmal flogen sie so schnell und so weit weg, dass die Sterne an ihnen wie Schneegestöber vorbei sausten. Nach einiger Zeit sah sie nichts mehr außer Sterne. Doch dann erkannte sie etwas, das wie eine riesige Kuppel aussah, inmitten von Milliarden Sternen. Sie landeten abermals und betraten einen unermesslich großen Saal, dessen Decke voller Sterne war, welche den Saal in ein traumhaft schönes Licht tauchten. In dem Saal spielte eine Musik, wie sie sie noch nie gehört hatte, wunderschön und hallend. Fast kam es ihr so vor, als käme die Musik aus ihr selbst heraus. Genius stupste sie vorsichtig am Arm und zeigte auf zwei tanzende Menschen, die plötzlich vor ihnen erschienen. Emily rieb sich die Augen und versuchte zu erkennen, wer diese beiden waren. Als sie sie erkannte, riss sie vor Erstaunen den Mund auf. Es waren ihre Eltern, die sich in Eintracht und verliebt ineinander, eng umschlungen zu den wunderschönen Klängen bewegten. „Mama! Papa!“, rief sie unwillkürlich, doch die beiden konnten sie nicht hören. „Geh hin zu ihnen und streue etwas von deinen Flocken auf sie!“, riet ihr der Geist. Langsam schritt sie auf die beiden zu und tat, was ihr Genius empfahl. Sie streute die Flocken unaufhörlich über

die beiden. Diese aber erkannten weder ihre Tochter, noch nahmen sie die Flocken wahr. „Mama! Papa!“, rief sie abermals, „Hört niemals auf, euch zu lieben!“ Dann trat sie ein paar Schritte zurück und blickte auf Genius, der inzwischen neben ihr stand. „Darf ich bitten!“, bat Genius höflich zum Tanz. Emily warf noch einmal einen kurzen Blick auf ihre Eltern, wandte sich danach zu Genius und kam seiner Aufforderung nach. Nun tanzten auch sie und die Musik schien sich in der Unendlichkeit der Zeit aufzulösen. Alles löste sich auf, der Saal, die Eltern, Genius, einfach alles, auch Emily.

Es war ganz still, als Emily in der Stube erwachte. Kerzen brannten und ein erster Blick durch das Stubenfenster verriet ihr, dass es draußen schneite. Als sie sich erhob und den Blick durch den Raum schweifen ließ, sah sie Robert, ihren Bruder. Er lag aber nicht im Bett, sondern saß in einem Rollstuhl. Sie ging die paar Schritte zu ihm hinüber und sprach ihn an: „Robert?“ Er antwortete nicht, sah ihr aber genau in die Augen und lächelte. Nach kurzem Zögern fiel sie ihm um den Hals und weinte Tränen der Freude. Da kamen Mutter und Vater aus der Küche in die Stube. Als ihre Mutter sie so sah, mahnte sie: „Emily, du erdrückst ihn ja! Komm und hilf mir mal. Räume bitte den Tisch ab, das Festessen ist fertig zum Anrichten!“ „Was gibt es denn, Mami?“, fragte Emily hoffnungsvoll. „Das gleiche, was es jedes Jahr gibt, du Dummchen!“, antwortete ihr Vater, der dabei seine Frau fest und liebevoll im Arm hielt. „Karpfen?“, fragte Emily vorsichtig. „Wie kommst du auf Karpfen, mein Liebes? Seit wann gibt es bei uns Tiere zu essen? Es gibt eine ausgezeichnete kalte Platte und ganz leckere Brötchen, wie immer“, erklärte Mutter und zog dabei ein fragendes, erstauntes Gesicht. Emily war überrascht, aber übergücklich. „Sagt mir bitte nur noch eins: Liebt ihr euch?“ „Emily, geht es dir nicht gut? Natürlich lieben wir uns. Wie kommst du nur auf solche Fragen? Wir lieben uns! Und euch lieben wir auch. Aber jetzt pack mal mit an, damit unser Weihnachtsfest so schön wird wie jedes Jahr!“, sagte die Mutter. Emily räumte den Tisch ab und setzte sich danach sofort wieder zu ihrem Bruder, der nicht aufhörte, sie anzulächeln. Auch er schien übergücklich zu sein. Sie hielt seine Hände fest und sah aus dem Fenster, während die Eltern das Essen anrichteten. Draußen schneite es unaufhörlich. Sie betrachtete die Schneeflocken, die wie Sterne durch die Nacht flogen und am Waldboden liegen blieben, eine nach der anderen.

Hollyann

Wo bist du meine Liebste? Ich sitze hier am Ende meines Bettes. Verzweiflung, durchtränkt von Hoffnung und einer dunklen Erinnerung, lastet schwer auf mir, drückt mich fest an die billige Matratze. In diesem Altenheim darf man nicht die beste Qualität erwarten. Aber was brauche ich eine solche überhaupt noch mit meinen 84 Jahren. Letzte Woche diagnostizierte mein Arzt Alzheimer in einem noch frühen Stadium. Es geht also bergab mit mir, das Ende scheint nicht mehr allzu fern zu sein.

Ich lasse mein Leben Revue passieren. Der Film läuft, ich bin der einzige Besucher im geistigen Kino. Nach etwa einer viertel Stunde sehe ich plötzlich dich. Ein Lächeln läuft mir übers Antlitz. Ein kurzer, aber intensiver Anflug von Freude. Lieber Gott, wenn es dich gibt, lasse diesen Augenblick ewig andauern! Scheiße, Mann, ich habe nie gebetet.

Hollyann war dein Name. Ich weiß nicht, wie es dir heute geht. Verdammst, lebst du überhaupt noch? Was habe ich dich geliebt! Weißt du noch, wie wir unter der alten Platane gesessen sind? Ich hielt deine Hand. Dann war auf einmal alles still. Ich wollte was sagen, doch du hieltst deinen Zeigefinger rasch auf meinen Mund. Nichts sollte die Stille stören. Dann, nach Minuten des Innehaltens, küsstet wir uns, das erste Mal. Es war wie ein Erwachen im Himmel.

Die verdammte Matratze knarrt und quietscht. Na egal, wo war ich stehen geblieben? Ach ja, Hollyann. Eine Woche nach dem Erlebnis unter der Platane schleppte ich dich mit dem Auto von einer Sehenswürdigkeit zur nächsten, führte ich dich von einem romantischen Ort zum anderen. Ich muss lachen, wenn ich daran denke: Diese Burg, auf deren Turm ich dich von hinten umarmte, sie wurde nur für diesen einen Zweck erbaut. Zumindest habe ich dir das erzählt. Der Gedanke schien dir zu gefallen. Du sagtest kein Wort. Das Mittelalter gehörte uns. Die Steine waren steingewordenes Zeugnis unserer Liebe.

Im Spätsommer – ich weiß es noch, es war ein warmer, trockener August – beschlossen wir, eine Nacht auf einer Bergwiese zu verbringen. Die Insekten zirpten, und an Schlaf war nicht zu denken. Du fragtest mich, ob man auf der Milchstraße wandern könne. Ich antwortete: „Klar, man braucht nur das richtige Schuhwerk, weil es dort wirklich sehr rutschig ist.“ Wir haben gelacht, geträumt, und wir haben uns geliebt. Die Berge waren unsere Bühne, die Sterne unser Publikum. Dann fragte ich dich, ob du glücklich seist. Dein Blick war fest auf den Sternenhimmel gerichtet und dein langes Haar glänzte silbern im Sternenlicht. Kaum erkennbar nicktest du. Ich richtete meinen Blick ebenfalls zu den Sternen und gleich danach wieder zu dir. Ich strich dir mit einer meiner Hände sanft durchs Haar. „Hey, eines Tages nehme ich dich mit zu den Sternen“, flüsterte ich dir ins Ohr. Daraufhin drehtest du dich zu mir, lächeltest und

sagtest: „Ich werde dich daran erinnern, mein Liebster.“ Dann fragtest du mich, wann das geschehen würde. Ich antwortete, meinen Blick den Sternen zuwendend, mit ernster Stimme: „Wenn die Ewigkeit uns erfasst haben wird, Hollyann.“

Ich leg mich hin. Das Alter macht sich bemerkbar. Auch wenn mir die Träumerei einen kleinen Anflug von Jugend beschert hat. Früh am Morgen wird Schwester ... – ich habe ihren Namen vergessen – das Zimmer betreten. Aber vielleicht bin ich dann ja gar nicht mehr hier. Denn habe ich dir, liebste Hollyann, nicht einst versprochen, dich zu den Sternen mitzunehmen? Die Ewigkeit scheint nah zu sein. Zieh dir schon mal die festen Schuhe an, meine Liebste, du weißt, die Milchstraße ist ziemlich rutschig.

Petra erinnert sich an das Leben

Es war einer dieser typischen Tage – Stress in der Firma, trübes Wetter, missgelaunte Leute, trübsinnige Stimmung, nichts funktionierte und alles lief schief. Das Projekt, an dem Petra seit Wochen gearbeitet hatte, wurde von oberster Stelle abgelehnt und sie erhielt Anweisung, effizienter vorzugehen und den Shareholder Value als oberste Priorität im Auge zu behalten. Petra saß alleine in ihrem Büro. Sie war nicht traurig. Sie fand es nur etwas seltsam, dass sie überhaupt keine Gefühle mehr zu haben schien, sie verspürte nicht einmal Zorn oder Wut über die Ablehnung ihres Projektes. Sie schaltete den Computer aus, zog ihren Mantel an und schloss die Bürotür von außen zu.

Die U-Bahn war zum Bersten voll, aber nicht einmal das berührte sie mehr. Sie fühlte sich einfach nur leer. In ihrer Wohnung angekommen, zog sie die drückenden Schuhe aus und ging leeren Blickes zuerst durch das Vorzimmer, dann durch das Wohnzimmer, um schließlich am großen Fenster stehen zu bleiben und hinauszublicken, ohne jede Emotion. Normalerweise genoss sie es an dieser Stelle, endlich den unbequemen Schuhen, dem engen Kleid entkommen zu sein. Aber heute waren es nicht die Schuhe, die unbequem waren – das Leben war unbequem, war eng geworden.

Petra legte ihre komplette Kleidung ab. Ohne jede Emotion ging sie ins Badezimmer, welches wie immer blitzsauber und steril war. Sie ließ Wasser in die Badewanne ein, verzichtete jedoch auf den ansonsten obligatorischen Badeschaum. Dann nahm sie, wie selbstverständlich, eine neue Rasierklinge aus ihrem Badezimmerschrank und legte sich in die Badewanne. Es war absolut still, als sie die Rasierklinge in die Hand nahm und diese betrachtete. Dann führte sie sie in Richtung ihres linken Handgelenkes. Ihr Entschluss stand fest, es konnte so nicht weiter gehen. „Du weißt, wie es geht. Mach es einfach!“, dachte Petra bei sich und sie setzte die Rasierklinge dort an, wo sie die Schlagader vermutete.

Petras Herz begann zu pochen – ein Gefühl, welches sie schon gar nicht mehr kannte. Ihr wurde heiß und sie atmete schnell und heftig. Sie ließ die Klinge ins Wasser gleiten, hielt beide Arme vors Gesicht und begann heftig zu weinen. Sie schluchzte und heulte, wie sie es nie zuvor getan hatte. In ihrer Verzweiflung stand sie auf, stieg aus der Wanne auf den kalten Boden und setzte sich hin. Sie zog die Knie an, umschlang diese mit ihren Armen und senkte den Kopf. Sie weinte unablässig, als plötzlich Musik aus ihrem Schlafzimmer ertönte. Sie erschrak. „Scheiß Wecker! Dreht sich schon wieder zur falschen Zeit auf“, rief sie aus, noch immer verzweifelt und weinend. Sie stand auf, nahm ein Badetuch und ging ins Schlafzimmer, wo sie sich aufs Bett legte. Sie wollte gerade den Radiowecker abdrehen, als sie plötzlich vertraute Klänge vernahm. Ihr stockte der Atem. Diese Akkorde kannte sie doch. Na klar! Dann begann der Text:

„Sara, svegliati è primavera ...“ Sie riss den Mund auf und ein Schauer durchfuhr all ihre Glieder. Ihr kam die Erinnerung an schöne Zeiten, an Urlaub mit ihren Eltern, die beide vor kurzem verstorben waren. Sie begann wieder zu weinen, diesmal aber aus einer echten Emotion heraus.

Petra wischte sich die Tränen aus dem Gesicht, stürzte wie verrückt ins Wohnzimmer und suchte nach ihrer Antonello Venditti CD. „Da bist du ja, rein mit dir in den CD-Player!“, flüsterte sie, während sie zitternd die CD einlegte. Dann holte sie sich die Flasche Rotwein, die seit etwa einer Woche ihr Dasein im Kühlschrank fristete. Petra verbrachte eine Nacht mit Antonello Venditti, Adriano Celentano, Eros Ramazzotti, Laetitia Casta, Gianna Nannini und all den anderen, die sie so sehr an die wunderschönen Urlaube in Italien mit ihren Eltern erinnerten. Spät in der Nacht schlief sie ein, auf dem Boden liegend und zum ersten Mal seit langem glücklich. Die Absicht, aus dem Leben zu scheiden, schien nur noch eine ferne Erinnerung zu sein, weit weg und nicht mehr aktuell.

Spät am nächsten Morgen, der Radiowecker schwieg, wachte Petra auf. Die Sonne schien sanft durch das Fenster und kitzelte ihre Nase. „Verdammt, ich komme zu spät!“, war ihr erster Gedanke. Sie stand auf und ging in die Küche, wo sie sich noch schnell Kaffee machen wollte. Nach dem ersten Schluck schlugen die Erinnerungen an die gestrige Nacht ein wie eine Bombe. Sie stand am Fenster und abermals war ihr Blick sehr ernst, diesmal aber von einer Emotion erfüllt. Da läutete das Telefon und riss sie aus ihren Gedanken. „Ja, bitte?“ Es war ihr Chef, er war außer sich vor Wut und schrie sie an: „Was soll das? Nicht nur, dass sie das Projekt in den Sand gesetzt haben, kommen sie auch noch zu spät! Sie sollten schon längst ...“ Petra unterbrach ihn: „Ich komme heute nicht!“ „Wie bitte?“, der Chef war perplex. „Sie haben richtig gehört, ich komme heute nicht. Und morgen auch nicht. Ich kündige!“ „Wie darf ich das verstehen?“, fragte ihr Vorgesetzter. „Sie haben richtig verstanden. Ich fange gerade an zu leben. Ich werde die Formalitäten klären und das war es dann.“ Sie legte auf.

Petra wusste nicht, woher sie die Kraft nahm, ihrem Chef Derartiges zu sagen, geschweige denn telefonisch zu kündigen. Sie wusste nur, dass es richtig war. Seit sehr langer Zeit fühlte sie sich das erste Mal wieder richtig lebendig. Die Kündigung war schnell erledigt und sie meldete sich arbeitslos. Zu Hause dachte sie wieder an die schöne Zeit mit ihren Eltern in Italien. Dadurch, dass ihre Mutter Verwandte in Süditalien gehabt hatte, hatte die Familie meist mehrere Wochen im Sommer in Italien verbracht, soviel es eben ging. Dadurch hatte Petra ziemlich schnell Italienisch gelernt. Und war da nicht der alte Luca gewesen, den sie immer gleich aufgesucht hatte, dort am Strand, wo er Melonen verkauft hatte? Er war ein weiser Mann gewesen und sie ist immer gleich zu ihm hingegangen, sobald sie angekommen waren. Es war seine Weisheit gewesen, die ihr später im Leben so sehr geholfen hatte.

Petra beschloss aufs Geratewohl, ins Auto zu steigen und nach Süditalien zu fahren, wo Luca vielleicht auf sie warten würde. Sie war nervös und kaute auf ihren Lippen. Würde er überhaupt noch am Leben sein? Er war schon damals ziemlich alt. Inspiriert durch ihren plötzlichen Drang, auszubrechen, machte sie sich ans Werk. Die Koffer waren schnell gepackt und das Auto startklar. „Nur nichts vergessen, morgen Früh gehts los“, sagte sie sich aufgeregt.

Als die Sonne aufging, war Petra bereits auf der Autobahn. Sie hörte Antonello Venditti und andere italienische Interpreten. „È solo un sogno d'estate“, erklang aus dem Radio. „Genau, es ist alles nur ein Traum, aber ein sehr schöner“, dachte sie bei sich und all die düsteren Gedanken, die Emotionslosigkeit der vergangenen Wochen waren vollends verschwunden. Ihre Gedanken waren bei ihren Eltern und bei dem alten Luca. Er hatte sie gelehrt, wie man lebt, damals am Stand. Sie sah sich als kleines Mädchen mit Zöpfen, neben ihm sitzend und zuhörend. Er hatte ihr von der Nichtigkeit des Geldes erzählt und davon, dass alles Habenwollen kein Glück schaffen könne, jedenfalls nicht auf Dauer. Einmal hatte sie ihn gefragt, ob er nicht einsam sei. Luca hatte daraufhin nur hinausgestarrt aufs Meer und gemeint, er wäre doch gar nicht einsam, er habe nämlich die Möwen, das Licht, das Meer und die Zeit. Die Zeit sei überhaupt unser Freund, meinte er.

Je mehr Petra über die Worte des weisen Luca nachdachte, desto mehr hoffte sie, dass er noch am Leben sei. Vielleicht würde er sogar auf sie warten, dort am Strand, wo die Sonne zu Hause ist. Nach zwei Tagen erreichte sie ihr Ziel. Viel hatte sich nicht verändert, wenngleich auch ein paar neue Hotels entstanden waren und der Szenerie eine strengere Note verliehen. Petra stellte ihr Auto auf dem gleichen Parkplatz ab, auf dem schon ihre Eltern damals geparkt hatten. Sie wollte keine Zeit verlieren, nahm ihre Handtasche und ging geradewegs zum Strand, den sie noch so gut in Erinnerung hatte. Als sie dort ankam, erkannte sie den goldfarbenen Sand und die Umkleidekabinen sofort wieder. Wie benommen schritt sie die Promenade entlang, betrat den Strand und schaute sich um.

Die Suchende setzte sich auf eines der leeren Betten, es war noch Vorsaison. Nichts war zu hören außer das leise Geräusch der Wellen und die entfernten Schreie badender Leute. Petra sah hinauf aufs Meer. Sie fragte sich, warum sie so lange gewartet hatte, warum sie so lange nicht mehr gelebt hatte. Als auch nach einiger Zeit nichts geschah und sie kein Lebenszeichen ihres alten Freundes vernahm, ergriff sie ihre Tasche und setzte sich an der Promenade auf eine der Bänke. Sie wurde traurig. War es etwa doch nur ein verzweifelter Versuch, aus der Tristesse ihres Lebens auszubrechen, und war dieser Versuch am Ende doch nur zum Scheitern verurteilt?

„Posso?“, unterbrach plötzlich jemand die traurige Szenerie. Petra wandte sich zur Seite. Ein sympathischer junger Mann hatte sie höflich gefragt, ob er sich zu ihr setzen

dürfe. „Natürlich! Ähm, Certo!“. Sie hatte damit nicht gerechnet. Der Mann lächelte und erwiderte: „Ah, sie sprechen deutsch. Sie sind Touristin“. Petra freute sich, dass er ihre Sprache verstand und die beiden begannen ein Gespräch. „Was macht eine so schöne Frau wie Sie so ganz alleine hier?“, wollte Adriano wissen. „Ich weiß nicht“, gab sie unbeholfen von sich. „Ich hatte früher mit meinen Eltern Urlaub hier gemacht und ich habe gehofft, dass ich einen alten Bekannten wieder treffe, den ich sehr mochte.“ Adriano musterte sie mit seinen Augen und fragte: „Wer ist der Bekannte? Vielleicht kenne ich ihn.“ „Luca war sein Name. Er war sehr weise“, antwortete Petra. „Du meinst aber nicht etwa den alten Luca, der hier am Strand Melonen verkaufte und den Menschen über das wahre Leben erzählte?“ „Doch, genau den!“ Petra war erstaunt. Sie strich sich das Haar aus der Stirn und wandte sich nun ganz dem jungen Mann zu. „Kennst du ihn?“ „Certo! Er war mein Nonno, ah, ich meine, mein Großvater“, erklärte Adriano. Er führte weiter aus, dass Luca inzwischen verstorben war, was Petra traurig stimmte.

Die beiden sprachen über Luca und dessen Weisheit. Adriano schmunzelte, als Petra ihm erzählte, wie Luca ihr einst gesagt hatte, dass ihr Name auf griechisch soviel wie Fels oder Stein heiße. Mehr noch, Luca hatte sogar gemeint, dass ihr nie etwas Böses widerfahren könne, weil sie doch der Fels in der Brandung sei. Adriano und Petra kamen sich näher. Am Abend lud er sie auf eine Pizza ein und danach gingen sie am Strand entlang. Sie waren nicht allein, sie hatten sich, die Möwen, das Meer und das Licht, welches in ihren Herzen schien. All die Probleme, all die Mühe und die Lasten schienen unendlich weit entfernt. Als der Mond zwischen den Wolken zum Vorschein kam, blieben die beiden stehen und schauten hinauf. Da nahm Petra seine Hand. Sie hielt sie ganz fest. Dann begann sie zu weinen. „Warum weinst du?“, fragte Adriano. „Bist du traurig?“ „Nein, ich bin zum ersten Mal seit sehr langer Zeit wieder richtig glücklich. Ich weiß jetzt wieder, was es heißt zu leben.“ Petra blickte hinauf zum Mond und wandte dann ihren Blick zu ihrem neuen Freund. Adriano wischte ihr die Tränen aus dem Gesicht und drückte sie an sich. In der Ferne waren die Schreie der Möwen und die sanften Wellen des Meeres zu hören. Es war einer dieser Abende, an denen die Herzen der Liebenden voller Feuer waren. Aus dem Mädchen mit Zöpfen wurde eine Frau und aus einem Traum wurde Realität, dort, wo Wind, Möwen und die Unendlichkeit über die Dünen streifen.

Schwanenhoffnung

Auch das noch, dachte sich Kati, als sie das Erdgeschoss ihres Wohnhauses betrat. „Außer Betrieb“ stand handgeschrieben auf dem schmierigen Zettel, der mit Klebeband an der Aufzugstür angebracht war. Zu Fuß die Treppe hoch in den fünften Stock empfand sie wahrlich nicht als Wohltat an diesem ohnehin schlimmen Tag. Nichts hatte geklappt. Es hatte seit den frühen Morgenstunden in Strömen geregnet, und weil der Bus Verspätung gehabt hatte, war sie auch nicht pünktlich zur Arbeit erschienen.

Schnaufend erreichte sie schließlich ihre Wohnungstür. „Verdammt, wo sind die Schlüssel?“ Sie kramte in ihrer Tasche. In einer Damenhandtasche etwas zu suchen kommt nicht selten der berühmten Suche nach der Nadel im Heuhaufen gleich. Endlich, gefunden. Als sie die Wohnung betrat, stand sie alleine im Vorzimmer. Keine Katze strich um ihre Beine. Kein Hund hechelte vor Freude. Und kein Kind lief ihr mit ausgestreckten Armen entgegen. Sie lebte alleine.

Kati zog die hochhackigen Schuhe aus, die sie so sehr schmerzten. Ihr Chef bestand auf Hochhackige. Was für ein Arschloch, dachte sie. Sie ging in die Küche, machte Licht. Zack! Die Glühbirne verabschiedete sich mit einem Schnalzen. Die geplante Obsoleszenz meldete sich regelmäßig zu Wort. Aber warum gerade jetzt? Warum gerade an so einem Tag? Sie dachte nicht daran, die Glühbirne zu wechseln. Nicht jetzt. Sie brauchte ein Glas Wein und schließlich war es draußen eh noch ziemlich hell. Also das Glas Wein.

Kati stand mit dem Glas am Küchenfenster, betrachtete die verregnete Szenerie draußen und ließ den Tag Revue passieren. Nach einer Standpauke ihres Chefs – wie konnte sie es sich nur erlauben, seit Monaten wieder mal zu spät zu kommen – hatte jede Menge Arbeit auf sie gewartet. Herausforderungen nennt man das heutzutage. Kati nannte es ganz einfach Stress. Beim Frühstück war sie wieder mal von ihren Kollegen geärgert worden. Kati hatte, als langjährige Veganerin, die dummen Sprüche ihrer Kollegen nicht mehr hören können, hatte aber keine Ahnung gehabt, wie sie sich wehren sollte. „Hey, Kati, du isst meinem Essen das Essen weg!“, hatte einer ihrer Kollegen gesabbert, während ihm ein Stück Fleischkäse aus dem Maul hing. Die Meute hatte gelacht.

Beim Mittagessen hatte ihr Chef sie am Arm genommen. „Frau Kati, nur damit sie Bescheid wissen, ab morgen wird schneller gearbeitet. Sie glauben anscheinend, dass sie auf locker machen können. Das ist jetzt vorbei. Erzählen Sie es keinem weiter, aber nächste Woche werden Frau Sandy und Herr Martin entlassen. Die Firma muss fit für den Markt bleiben.“ Und mit einem Grinsen und einer Knoblauchfahne hatte er hinzugefügt: „Ach ja, bevor ich vergesse, Sie bleiben heute länger. Ich muss nämlich zu einem

Meeting. Es gibt ein herrliches Buffet mit jeder Menge Fleisch und einen vorzüglichen Brunello di Montalcino. Wäre das nicht auch was für Sie? Ach nein, Sie sind ja Veganerin. Wie dumm von mir! Aber Hühnchen essen Sie schon, oder?“ Kati hatte ein scharfes Ziehen in der Brustgegend gespürt und sie hätte ihm am liebsten ins Gesicht geschlagen, aber sie hatte sich zu beherrschen gewusst.

Nein ich esse auch kein Hühnchen, dachte sie, die Erinnerung an den Tag abschließend. Hühnchen sind leidensfähige und soziale Wesen und sie sind verdammt noch mal nicht zum Essen da. Dann fiel ihr ein, dass ihr Großvater sie immer seine kleine Schwanenfee genannt hatte. Welch wunderschöne Wesen Schwäne doch sind, dachte sie, während sie einen weiteren Schluck vom Rotwein nahm. Dann überkam sie eine düstere Melancholie. Draußen war es nach wie vor recht hell, auch wenn eine trübe Wolkendecke die Herbstsonne verbarg. Die Trübnis draußen verschmolz mit der ihres Gemüts.

Es war niemand da, der Kati drückte, niemand, der ihr Trost spendete. Sie ließ sich zu Boden sinken. Vielleicht ging heute Abend noch ein Flug ins Glück? Nein. Für jemanden wie Kati war offenbar kein Platz in dieser kalten, grauen Welt. Das Glas glitt ihr aus der Hand, sie schlug die Hände ins Gesicht und weinte. Doch es kamen keine Tränen. Sie weinte wie jemand, der seine Tränen ans Glück verschenkt hatte.

Nach einer Weile raffte sie sich auf, öffnete das Fenster und holte tief Luft. Sie blickte hinaus, blickte in die Weite der Gleichgültigkeit. Vielleicht geht heute Abend doch noch ein Flug, dachte sie. Der fünfte Stock dürfte reichen, um all dem Wahnsinn ein Ende zu machen. Was habe ich zu verlieren? Was Besseres als keinen Ausweg finde ich allemal. Ich bin eine Schwanenfee. Sie lächelte, doch ihr Lächeln war leer.

Gerade in dem Moment, in dem sie sich anschickte, sich über die Fensterbank zu lehnen, läutete das Telefon. Sie zögerte. Das Telefon läutete. Dreimal, Viermal, Fünfmal. „Ja, bitte?“ Es war ihre Mutter. Kati erwartete ein belangloses Gespräch. Sie liebte ihre Mutter, obgleich sie nie wirkliche Liebe von ihr erfahren hatte. Pragmatik und Alltägliches hatten seit jeher das Leben ihrer Mutter bestimmt. Hie und da ein paar Scheine. Da hast du, kauf dir was! Das war die einzige Art Liebe zu zeigen, die ihre Mutter kannte. Vater war anders gewesen. Er war immer liebevoll zu Kati gewesen. Immer. Leider war er früh verstorben. „Hallo Schatz!“, klang die Stimme aus dem Apparat. „Hallo Mama, was gibt's?“, fragte Kati mit trauriger Stimme. „Stell dir vor, ich habe all deine veganen Rezepte ausprobiert und ob du es glaubst oder nicht, sie schmecken echt super!“ Kati gab keine Antwort. Das konnte doch nicht sein. Nicht an so einem Tag. „Fritz hat es auch geschmeckt.“ Fritz war ihr neuer Freund, mit dem sie seit etwa einem halben Jahr zusammenlebte. „Und jetzt halt dich fest, Liebes! Wir haben beschlossen, ab jetzt fast nur noch vegan zu leben.“ Katis Gesichtsausdruck war nach

wie vor wie aus Stein. Sollte es doch noch Wunder geben in dieser lieblosen Welt? „Ich wollte dir das nur gesagt haben. Wir sehen uns eh am Wochenende, oder? Dann erzähl ich dir mehr. Hab dich lieb!“ „Ja, bis dann!“ Mehr brachte Kati nicht raus.

Sie legte den Hörer auf und ging zum offenen Fenster. Sie konnte nicht fassen, was soeben geschehen war. Noch nie hatte ihre Mutter gesagt, sie habe sie lieb. Kati atmete tief durch. Sie sah hinaus in die Welt, eine kleine, zerbrechliche Schwanenfee, mitten in der Gemeinschaft der Ignoranz und der Gefühllosigkeit. Tief in ihr bebte es. Dann sah sie, wie sich die Wolkendecke ein Stück weit öffnete und ein gleißender Sonnenstrahl majestätisch die Tristheit durchbrach. Und aus dem hellen Strahl kam wie aus dem Nichts eine Gruppe Schwäne, weiß wie der Schnee. Sie flogen geradewegs auf sie zu. Kati riss den Mund auf. „Wo wart ihr die ganze Zeit?“, rief sie. Und dann begann sie zu weinen. Diesmal mit Tränen, die solche der Freude und der Hoffnung waren. Die Schwäne kamen näher und für einen Moment kam es Kati so vor, als würde die Zeit stillstehen. Die Schwäne durchbrachen Raum und Zeit und jeder einzelne Flügelschlag schien Äonen zu dauern. Kati weinte. Und sie lachte. Beides gleichzeitig. Aus Hoffnung wurde Gewissheit, wurde Freude. Und aus einer kleinen Schwanenfee wurde eine tapfere junge Frau, die sich von nun an im Leben behaupten und Glück und Licht finden konnte, in einer Welt aus Tristesse und Trübsal.

Das Lächeln der Trauerweide

Mein Name ist Allegra. Ich möchte euch eine kurze Geschichte erzählen, weil ich finde, dass sie es wert ist, erzählt zu werden.

Ich wuchs in der Emilia-Romagna auf, jenem Land, in dem die Winter neblig und trostlos und die Sommer zuweilen melancholisch sind. Mein Vater war arbeitslos und betrank sich täglich, während meine Mutter schwer schuftete, um die Familie zu erhalten. Und dann war da noch Raffi, mein kleiner Bruder. Er kam bereits behindert zur Welt und hatte von Geburt an eine schwere, unheilbare Krankheit. Wir wussten, dass diese ihn eines Tages von uns nehmen würde.

Meine Kindheit war alles andere als leicht gewesen, und immer, wenn unser Vater sich uns gegenüber tyrannisch verhielt, schnappte ich den kleinen Raffi und ging mit ihm nach draußen. Die Kinder aus dem Dorf hielten sich damals die meiste Zeit tagsüber draußen auf und in Spiel und Unterhaltung vergaß ich meist sehr schnell die unschönen Szenen, die sich in unserem Haus abspielten, wenn Vater wieder mal nicht auszuhalten war. Nur meine Mama tat mir jedes Mal leid. Sie musste die Launen ihres Mannes ertragen, sofern sie nicht gerade ihrer Arbeit nachging. Sie weinte oft, still und leise, wiederholte aber trotzdem immer wieder, dass sie Vater eigentlich sehr liebte. Was für eine gütige und liebe Frau sie doch war!

Etwa zwei Mal im Monat kam ein Clown in unser Dorf. Wir nannten ihn Luigi Trauerweide. Seine lustigen Darbietungen stellten für uns jedes Mal eine willkommene Abwechslung zum eintönigen Alltag dar. Wenn er herumblödelte, war alles gut und schön, waren die Sorgen des Alltags vergessen. Sogar Raffi, der sonst nicht allzu viel von seiner Umgebung mitbekam, lachte über die Darbietungen des Clowns und klatschte wie ein Wilder mit seinen Händen. Der Clown tat ihm gut, er tat uns allen gut.

Mit der Zeit lernte ich Luigi besser kennen. Er war sogar einmal Gast in unserem Haus. Ich weiß bis heute nicht wieso, aber mein Vater hatte ihn zu uns eingeladen und gab sich in seiner Gegenwart als guter Gastgeber. Hatte die mitreißend positive Art des Clowns sogar meinen Vater angesteckt? In den folgenden Jahren wurde uns Luigi ein guter Freund.

Dann kam der Tag, an dem Raffi – er war gerade mal zwölf Jahre alt gewesen – plötzlich in der Küche zusammenbrach. Obwohl sehr rasch ein Arzt zur Stelle war und wir ihn ins hiesige Krankenhaus brachten, verstarb er dort ein paar Stunden später. Der Boden unter meinen Füßen war auf einmal verschwunden. Ich versank im dunkelsten Dunkel, glitt in die tiefsten Tiefen der Verzweiflung und der Trauer. Vater versank in dieser für uns schrecklichen Zeit noch mehr im Suff. Mama aber – und ich glaube, sie

trauerte von uns allen am meisten – brachte die unvorstellbare Kraft auf, trotz aller Verzweiflung dennoch weiter in vollem Ausmaß für die Familie zu sorgen.

Es dauerte ein paar Wochen, bis ich wieder in der Lage war, rauszugehen. Luigi war gerade wieder im Dorf. Ich ging nicht zu seinem Auftritt. Mir war nicht zum Lachen zumute. Ich wartete, bis alle Leute gegangen waren. Erst dann trat ich langsam, mit gesenktem Haupt, auf ihn zu. Konnte er mich trösten? Ja, er konnte es. Wir saßen etwa zwei Stunden auf den Stufen, die zum Haupteingang unserer kleinen Kirche hinauf führten.

Luigi erzählte mir, dass Raffael – so hieß mein Bruder eigentlich – nun das sei, was er im Grunde schon immer war: ein wunderschöner Engel. Ich weinte, wusste aber nicht, ob aus Trauer oder vor Glück. Luigi konnte einen nicht nur zum Lachen bringen, sondern echtes Glück schenken. In ruhigem Ton redete er schließlich weiter und erklärte mir, was im Leben wirklich zähle. Man solle sich nicht dauernd über Kleinigkeiten streiten. Gesundheit, Freundschaft und Harmonie seien das Wichtigste im Leben. Mein Name bedeute übrigens soviel wie „die, die zufrieden, fröhlich und glücklich sein soll“, erklärte er mir. Er meinte, echtes Glück sei nur zu finden, wenn man auch dazu bereit sei. Dann nämlich würde man selbst vom Glück gefunden werden. „Und du?“, fragte ich ihn damals direkt heraus, „Bist du glücklich?“ Da wurde sein Antlitz auf einmal traurig. Er sagte, er sei der Philosoph des Lachens, kenne aber selbst Freude und Glück nur unzureichend. Ich traute mich damals nicht nachzufragen, merkte aber, dass auch er so manchen Schicksalsschlag erlebt haben musste. Erst als Erwachsene erfuhr ich, dass er seine Frau und sein Kind bei einem Unfall verloren hatte.

Der Frühling zog ins Land und ich wurde wieder einigermaßen glücklich. Luigi hatte daran einen maßgeblichen Anteil. Ich besuchte wieder seine Darbietungen und das Leben verlief wieder in halbwegs erträglichen Bahnen. Auch Vater wurde immer erträglicher. Seine zuweilen tyrannische Art ließ immer mehr nach, was vor allem Mutter aufatmen ließ.

Als der Sommer mit den ersten heißen Tagen Einzug hielt, hörte ich von einer Freundin, dass Luigi Trauerweide krank sei. Ich hatte mich bereits gewundert, war doch sein letzter Auftritt ausgefallen. Ich erfuhr, dass er im örtlichen Krankenhaus aufgenommen worden war und dass es nicht gut um ihn stand. Sofort machte ich mich auf den Weg zum Krankenhaus. Luigi hatte mir einmal eine Clownnase zum Aufstecken geschenkt. Diese nahm ich mit. Er hatte mir so viel Freude im Leben geschenkt, und ich dachte, jetzt sei ich einmal an der Reihe, ihn aufzuheitern.

Im Krankenhaus angekommen, fand ich eine kümmerliche Gestalt in einem alten, weiß angestrichenen Krankenbett liegen. Er schien zu schlafen. Die Nachmittagssonne zauberte ein sanftes, aber melancholisch anmutendes Licht in das steril wirkende, aber

dennoch staubige Zimmer. Ich trat an sein Bett und setzte die rote Clownnase auf. Da er nicht reagierte, räusperte ich mich. Er öffnete langsam und sachte die Augen. Als er mich sah, lächelte er. Das war das erste Mal, dass ich ihn lächeln sah. Er konnte andere meisterhaft zum Lachen bringen, doch bei ihm selbst war ihm das nie gelungen.

„Luigi“, flüsterte ich leise. „Wie geht es dir?“ Er sagte nichts, was mich dazu veranlasste, noch einmal zu fragen. Aber wieder kam keine Antwort. In dem Moment öffnete sich die Türe und eine Krankenpflegerin betrat das Zimmer. Sie deutete mir, zu ihr zu kommen. Draußen erzählte sie mir, dass es sehr schlecht um Luigi stand und er nicht einmal mehr in der Lage sei, mich richtig wahrzunehmen. Am Tag darauf verstarb Luigi und ein kleiner Teil von mir tat es ihm gleich.

Heute bin ich mit meinen beiden Enkelkindern unterwegs. Ich möchte ihnen das Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, zeigen. Das Auto fährt flott dahin. Der Sommer hat gerade begonnen, am blauen Himmel schweben die Möwen, und die Luft duftet nach dem Harz der Pinien. Kurz vor dem Dorf bleibe ich plötzlich stehen. Da sind die alten Trauerweiden, unter denen wir als Kinder oft gespielt hatten. Raffi liebte diesen Platz besonders, und die Weiden erinnerten mich immer an Luigi Trauerweide.

Wir steigen aus. „Was tun wir hier?“, fragt Francesco, einer meiner beiden Enkel. Ich nehme die beiden sanft an ihren Händen und führe sie direkt hin zu den großen Weiden. Dort angekommen setze ich mich ins Gras. Für einen Moment scheint die Zeit stillzustehen. Höre ich da aus der Ferne ein Kind lachen? Und da, da lacht auch ein Mann! Raffi? Luigi? Seid ihr es? Doch dann holt mich die Wirklichkeit wieder auf den Boden der Realität zurück. Es war nur der Wind, der sein Lied über das Land haucht. Es war nur das Rauschen der Blätter. Doch wer weiß, vielleicht muss man nur richtig hinhören, um die Worte des Windes zu verstehen. Meine beiden Enkel werden ungeduldig. „Verzeiht mir, ich war gerade in Gedanken verloren. Aber ich werde euch gleich eine kurze Geschichte erzählen. Eine Geschichte, von der ich glaube, dass sie es wert ist, erzählt zu werden ...“

Das Mädchen und der Schmetterling

Es war einmal ein Mädchen, das über eine Wiese lief. Die Sonne schien und eine warme Brise strich über die Blumen, welche in allen Farben blühten. Da wurde die Kleine traurig, weil ihr plötzlich einfiel, dass ihre Eltern in letzter Zeit dauernd von der Gefahr eines herannahenden Krieges sprachen. „Krieg, was ist das überhaupt?“, fragte sie sich selbst. Sie ließ sich im hohen Gras nieder und dachte nach. Da kam ein kleiner Schmetterling angeflogen und setzte sich direkt auf ihre Nase. Das Mädchen runzelte Nase und Stirn und sprach: „Schmetterling, was machst du da? Das kitzelt!“ Sie war nicht schlecht erstaunt, als der Schmetterling antwortete: „Ich habe gesehen, dass du traurig bist. Ich kann es nicht mit ansehen, wenn Kinder traurig sind. Sag mir, was dich betrübt.“

Sie nahm ihn behutsam auf die Hand undklärte ihn auf: „Ach, weißt du, Schmetterling, ich habe Angst vor dem Krieg. Ich weiß zwar nicht genau, was das ist, aber meine Eltern sind deswegen sehr traurig.“

Der Schmetterling dachte kurz nach und sprach zu ihr: „Krieg ist eine schlimme Sache, kein Wunder, wenn deine Eltern Angst davor haben. Krieg ist, wenn sich Menschen gegenseitig sehr wehtun. Aber du solltest deswegen nicht traurig sein, denn egal, was passiert, solange du selbst gut zu den Menschen, den Tieren und überhaupt allen Lebewesen bist, verbreitest du Freude und Liebe. Und Freude und Liebe sind die besten Mittel gegen allen Hass und Krieg. Tröste deine Eltern und mache, dass auch sie Freude erleben. Sei lieb zu ihnen und du wirst sehen, dass sich ihre Stimmung bessern wird. Außerdem hast du gerade einen Freund gewonnen. Mich. Ich mag dich. Wenn du möchtest, können wir uns jetzt öfter sehen.“ „Gerne!“, antwortete sie und es schien, als kehrte die Freude in ihr Gesicht zurück.

Von diesem Tag an brachte sie so viel Freude in das Leben ihrer Mitmenschen, dass niemand mehr an Krieg dachte. Wo sie auch hinkam, schien alles Bedrohliche plötzlich verschwunden zu sein. Ihre fröhliche, heitere und hilfsbereite Art war so sehr ansteckend, dass schließlich alle Menschen nur noch voller Liebe und Freude durchs Leben gingen.

Ihre Freundschaft mit dem Schmetterling hielt noch viele Jahre an, sie trafen sich fast täglich auf der Wiese, wo sie von Freude und Liebe beseelt durch das Blütenmeer lief, immer begleitet von ihrem Freund, dem Schmetterling.

Adagio für eine Gans

Es war ein wunderschöner Junitag. Die Morgensonne schien sanft in das Musikzimmer des alten Geheimrats von Goethe und bedeckte die gesamte Einrichtung mit einem besonders weichen Licht, was dem Raum einen lieblichen, ja fast überirdischen Zauber verlieh. Goethe lauschte den musikalischen Darbietungen seines Gastes Felix Mendelssohn, der dem Meister Stücke zum Besten gab.

Er spielte Fugen von Bach, Menuette von Mozart und Sonaten von Rust. Von draußen klangen Vogelstimmen herein und man mochte meinen, die Szenerie spiele sich nicht in Weimar, sondern auf dem Parnass ab. Als Felix gerade die Noten für das nächste Stück suchen wollte, stand der alte Geheimrat plötzlich auf, wandte sich dem jungen Musiker zu und sprach: „Mein lieber Felix, mein lieber Sohn! Angesichts der traurigen Tatsache, dass du uns bald verlassen wirst, um deine große Reise anzutreten, habe ich mir für heute etwas ganz Besonderes überlegt. Ich habe den Auftrag gegeben, die schönste Gans in ganz Weimar holen zu lassen, welche es heute Abend zu deinen Ehren geben soll. Ich habe mir darüber hinaus die Freiheit genommen, erlesene Gäste einzuladen, welche dem, wie ich hoffe, vortrefflichen Mahl beiwohnen sollen. Ich dachte auch daran, dass du, sofern du bereit dazu bist, zusätzlich dem Publikum deine unübertroffene Kunst präsentierst. Ein paar Stücke auf dem Klavier wären ein grandioser Höhepunkt und gleichzeitig Abschluss deines Aufenthaltes, der mich, wie immer, mit höchster Freude erfüllt.“

Felix, wie immer sehr bescheiden und höflich, dachte kurz nach und antwortete schließlich: „Verehrter Herr von Goethe, ich fühle mich sehr geehrt und möchte meine Dankbarkeit für alles, was Sie für mich getan haben, ausdrücken. Dennoch scheint es mir vielleicht zu viel der Ehre ...“ „Nein, nein! Mein Entschluss steht fest!“, unterbrach ihn Goethe und unterstrich seinen Entschluss mit energischen Handbewegungen. „Das Gastmahl findet statt und es ist gewiss das Mindeste, was ich für ein so großes Genie wie dich tun kann, zumal du uns ja verlassen musst.“ „So sei es denn“, gab Felix nach. „Seien Sie meiner Dankbarkeit versichert.“ Als dies geklärt war, bat der alte Dichter den jungen Komponisten um ein paar Stücke aus dessen eigener Feder. Felix überlegte kurz, konzentrierte sich und begann über das Anfangsthema seines Streichquartetts in A-moll zu fantasieren und zu improvisieren.

Gerade als die ersten, sehnsuchtsvollen und fast wehmütigen Töne erklangen, scharrte irgendetwas an der Tür. Felix unterbrach sein Spiel und beide fragten sich, was das sei, was da immer heftiger an der Türe scharrte und klopfte. Goethe stand aus seinem Sessel auf und öffnete vorsichtig die Türe, als plötzlich eine schneeweiße Gans ins Zimmer watschelte und aufgereggt schnatterte. Die beiden Männer erstarrten vor

Erstaunen und Verwunderung. In diesem Augenblick trat die Küchenmagd ins Zimmer und entschuldigte sich für den unangenehmen Zwischenfall: „Verzeihung, mein Herr, es tut mir unendlich leid, aber dieses dumme Federvieh ...“ „Nun beruhigen Sie sich aber, es ist schließlich kein Krieg ausgebrochen und das Haus steht auch noch“, versuchte Goethe die sichtlich aufgewühlte Magd, der der Vorfall sehr peinlich war, zu beruhigen. „Wir werden das Federvieh schon erwischen“, fügte er hinzu. Da die Magd wie angewurzelt dastand, versuchte der alte Dichter, das Tier zu fangen. Gerade als er sich anschickte, es mit einem schnellen Griff zu fassen, flatterte das Tier auf das Klavier, worüber Felix sehr erschrak. Dann machte es etwas sehr Sonderbares. Es schmiegte sich förmlich an Felix an, der nach wie vor steif am Klavier saß.

Die Magd sah aus, als wäre sie kurz davor, in Ohnmacht zu fallen, die beiden Männer aber blieben ganz ruhig und überlegten. Die Gans zu fangen und sie zu einem, wenn auch sicher guten Mahl zuzubereiten, kam nun wohl nicht mehr in Frage. Felix begann zu lächeln, als die Gans sich noch mehr an ihn lehnte und der alte Geheimrat bemerkte: „Nun, da das Tier sich offenbar dazu entschieden hat, lieber uns hier Gesellschaft zu leisten als auf einem Teller zu landen, wollen wir es erstmal dabei belassen und es als einen verfrühten Gast begrüßen.“ Er bot der Magd an, sich zu setzen, die dem nur sehr zaghaft nachkam. „Mein lieber Felix, wolltest du nicht beginnen?“, fragte Goethe den Musiker, der stocksteif dasaß und inzwischen begonnen hatte, die Gans am Kopf zu streicheln. „Nun, ich werde es versuchen. Verehrte Frau Gans, lassen sie mich nur ein wenig näher ans Klavier rücken. So, jetzt passt es.“ Felix begann erneut zu fantasieren. Der alte Goethe lehnte sich in seinen Sessel zurück und genoss, während die Magd wie angewurzelt auf dem Stuhl saß und offenbar überhaupt nicht wusste, wie ihr geschah. Die Gans schien sichtlich beruhigt durch die Musik. Sie schlief ein und legte ihren Kopf auf Felix' linken Arm, der daraufhin die Bässe sehr behutsam anschlug. Nach etwa einer halben Stunde bat Goethe die Magd, das Tier auf dem Hof unterzubringen, wo ihr ein eigenes Gehege errichtet werden solle.

An diesem Abend wurde Gemüse in allen möglichen Variationen aufgetischt und die Gäste erfreuten sich nicht nur über das Mahl, sondern auch über die Musik des jungen Meisters. Draußen im Garten machte es sich eine schneeweiße Gans in einem eigens für sie errichteten Gehege gemütlich und genoss die letzten Sonnenstrahlen eines schönen Junitages, während aus dem Haus wunderschöne Klänge tönnten. Am Tag darauf verließ Felix Mendelssohn Weimar, um sich auf seine große Italienreise zu begeben. Er dachte oft an die schöne Zeit im Hause Goethes und an das Erlebnis mit der Gans, welches ihn von da an Tiere in einem anderen Lichte sehen ließ. Der alte Geheimrat von Goethe indes hatte in der folgenden Zeit das gefiederte Tier sehr lieb gewonnen. Und die Gans? Dieser wurde noch im selben Jahr die Freiheit geschenkt. Man brachte sie zu einem großen Weiher, wo sie sich anderen Gänsen anschloss und ein schönes langes Leben genoss.